

#3

Julian Wangler

STAR TREK

Defining Moment





Julian Wangler

STAR TREK

Defining
Moment



Roman

2020/21

Überarbeitung: 2024

Ω

~ www.startrek-companion.de ~

Eine Vorgeschichte zu

STAR TREK

P I C  R D

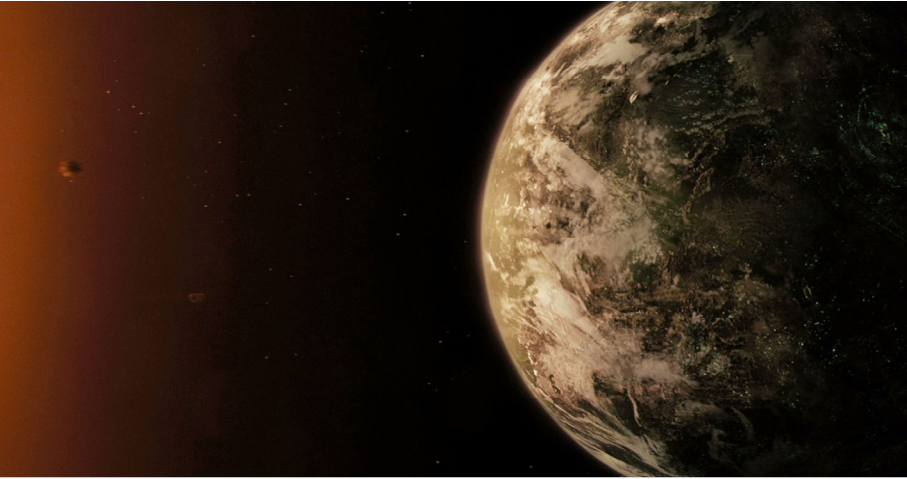


*„Das Ausmaß dieses
verhängnisvollen Umbruchs ist
selbst heute noch
kaum in Worte zu fassen.“*

- Jean-Luc Picard







*<< Der Gedanke muss entschlossener, das Herz tapferer,
der Mut größer sein, während unsere Zahl schwindet. >>*

- Jean-Luc Picard, 2385



Tag der Anreise

Wenn man die Föderation mit einem Zivilschiff in Richtung weiterer Alpha-Quadrant verlässt, ist es eine längere Reise. Sie dauert Wochen, und in dieser Zeit versucht man sich zu beschäftigen. Man liest, man denkt nach, man schläft mehr als sonst. Dann, irgendwann, langt Dein Schiff an seinem Ziel an, und Dir wird schlagartig wieder bewusst, auf was Du Dich eingelassen hast. Du segelst ins Unbekannte.

Es gibt vermutlich nichts, was sich mit der Ankunft auf einer neuen Welt vergleichen lässt. Das Schiff schwenkt in den Orbit ein, und man sieht durch das Fenster, sich allerhand Fragen stellend. Was werde ich Neues sehen? Wird es mir leicht fallen, zurechtzukommen? Werde ich

etwas lernen? Werde ich überrascht werden? Zum Guten oder zum Schlechten? Wird mich mein Besuch auf irgendeine Weise verändern? Werde ich etwas für mein weiteres Leben mitnehmen?

Wenn es so weit ist, geht man an Bord der orbitalen Zwischenstation und betritt das Landeshuttle, das einen zur Zieldestination bringt, und für eine Weile sieht man kaum mehr als das Innenleben des kleinen, beengten Schiffes, hört wenig mehr als das Summen der Triebwerke, während man in Richtung Oberfläche fällt. Aber bald darauf ist man unten angekommen. Die Sicherheitsgurte werden gelöst, man steht auf, streckt sich, schnappt sich sein Gepäck. Endlich betritt man den Raumhafen von Locanda City mit seinem Durcheinander aus Geräuschen und Tausenden Fremden aller möglichen Spezies, die mit ihrem eigenen Leben beschäftigt sind und sich nicht für Deine Sorgen interessieren. Sie haben Angst, ihren Anschluss zu verpassen, suchen Freunde oder wollen einfach nur nachhause.

Langsam findest Du Dich zurecht und realisierst, dass Du angekommen bist. Du bist wirklich hier. Zu Anfang bist Du desorientiert und aufgeregt, ein wenig unsicher. Du bist tatsächlich auf Cardassia Prime, dieser aus dem Orbit gesehen so grauen Welt, über der der Schleier des Mysteriösen und Unnahbaren liegt.

Natürlich weiß man, dass zwischen der Cardassianischen Union und dem Rest des Quadranten seit Jahren Frieden herrscht, und alle Anzeichen deuten darauf hin, dass es auch so bleiben wird. Man weiß, es herrscht jetzt eine Allianz, eine besondere Beziehung zwischen diesem Volk und der Föderation, aber letztlich bleibt es eine fremde Welt, deren Tore sich gerade erst für Außenweltler geöffnet haben. Eine Welt, auf der man nie vorsichtig genug sein kann, und die Geister der Vergangenheit, diese dunklen Dämonen, sind nach wie vor sehr lebendig.

Die Grenzkriege, die Besatzung Bajors und vor allem der Dominion-Krieg dominieren immer noch die Erinnerungen, sie spuken im Kopf herum. Das ist auch bei mir so. Diese wirkmächtigen Erinnerungen führen dazu, dass man sich nicht die Frage stellt, was der kleine Mann und die kleine Frau, die einen hier überall umgeben, wirklich dafür konnten – welchen Anteil sie an diesen Ereignissen hatten –, sondern dass man hier alles und jeden nach wie vor unter eine Art Generalverdacht stellt.

Auch wenn man überall liest, dass die ersten Jahre der jungen cardassianischen Demokratie unter ihrem talentierten Regierungschef Elim Garak vielversprechend verlaufen; dass die neue Gesetzgebung und Rechtsprechung als transparent, gerecht und effizient gerühmt werden und dass nun niemand mehr den Wölfen zum Fraß vor-

geworfen wird. Ein Staat mit humanistischem Antlitz ist im Entstehen begriffen, dem es immer besser gelingt, seine geschundene Bevölkerung zu ernähren und ihr genügend Arbeit zu geben.

Und doch: Man kämpft mit sich. Versucht Zweifel abzuschütteln, die einen schlagartig überkommen. Ich bin hergekommen, um Hilfe zu leisten, weil ich meinen Horizont erweitern möchte und weil ich als überzeugte Föderationsbürgerin daran glaube, dass jede noch so große kulturelle Kluft überwunden werden kann, wenn man sich nur redlich darum bemüht, den Anderen zu verstehen, sich in ihn hineinzusetzen. Und natürlich bin ich neugierig. Aus all diesen Gründen bin ich hergekommen.

Aber jetzt, wo ich hier stehe, habe ich plötzlich wieder das Gefühl, im Herzen des größten Feindes zu stehen. Angelangt zu sein in der Brutstätte des Bösen. Alte Reflexe, alte Instinkte, genährt von Vorurteilen, Ignoranz, plakativen Mediendarstellungen, kollektiven Reminiszenzen... Man sagt sich, das hier ist jetzt eine neue Welt. Eine Welt im Aufbruch, und ich will einen kleinen Beitrag zu diesem Aufbruch leisten und sie in diesem Zuge besser kennen lernen. Ich werfe den Anflug eines Schauders vorerst von mir und mache weiter mit dem, was ich vorhabe. Mein nächster Halt ist die Zentrale von *Galactic Union*.

Und trotzdem bewahrt Cardassia Prime einen düsteren Zauber, das anhaltende Gefühl, dass sich in den Schatten nach wie vor etwas Grausames verbergen könnte. Etwas, das sich in dunklen Ecken und Winkeln herumdrückt und in der Lage ist, Angst ins Herz dieser Leute zu pflanzen. Angst, mit der sie kontrolliert und selbst zur Waffe gemacht werden können. Die Schatten scheinen allgegenwärtig zu sein, selbst in der Nähe der nun hellen, wieder errichteten Gebäude scheinen sie zu lauern.

Erst mit der Zeit werde ich begreifen, dass es die Schatten in meinem eigenen Kopf sind und dass Cardassia eigentlich ein wunderschöner Ort ist. Man muss bereit sein, sich auf ihn einzulassen, ihn in sein Herz dringen zu lassen und darf keine Furcht haben.

Das ist der erste Schritt. Die erste Lektion. Und so gehe ich los.

- Meevia Garmon, im Erdenjahr 2379

(aus dem Buch *Die Lotusblüte*)





38

12. Februar 2387

Erde, Paris

Meevia Garmons Geist war weggedriftet. In den letzten Tagen war einfach zu viel los gewesen. Eine Krise jagte die andere. Und so ergab sie sich einem Moment, in dem ihr Kopf schwerer wurde und sie den Kampf gegen ihre bleiernen Augenlider zu verlieren drohte...

Sie sprang fast vom Stuhl, als das Piepen anfang. Und mit einem Mal war sie wieder hellwach.

Sie brauchte einen Moment, um sich zu orientieren und daran zu erinnern, wo sie war. Schlagartig kehrte alles zurück: Sie befand sich im Büro der *Star Herald*-

Dienststelle auf der Erde. Der *Star Herald* war eines der führenden Nachrichtenmagazine auf Trill, Betazed, Bolarus und einigen weiteren Welten, und Garmon war die Korrespondentin des Magazins im Palais de la Concorde.

Der Alarm, der gerade losgegangen war, sollte sie daran erinnern, dass eine Pressebesprechung kurz bevorstand. Des Weiteren besagte der Alarm, dass sie ihr Holokom einschalten sollte. Sie griff nach ihrer Kaffeetasse, trank den Rest darin mit kräftigen Zügen aus und kam der Aufforderung des Alarms unverzüglich nach. Dann musste sie nur darauf warten, dass die andere Seite ihr Gerät ebenfalls aktivierte, und sie würde, aus ihrer Perspektive, nicht mehr in ihrem kleinen Büro in Chartres sitzen, sondern in einem Raum voller Reporter aus dem gesamten Föderationsraum und darüber hinaus.

Ein Teil von ihr vermisste die gute, alte Zeit, als die Presseleute noch im Palais herumwanderten und jeder seine Aufträge persönlich erhielt. Die Zeiten, in denen hochrangige Pressekonferenzen noch mit physischer Präsenz und Face-to-Face-Kontakten einhergegangen waren. Das hatte spätestens aufgehört, als die Breen während des Dominion-Kriegs die Erde angegriffen hatten. Ein absoluter Schock für die Föderationsöffentlichkeit. Nicht einmal den Klingonen war so etwas in all der Zeit der Feindseligkeiten gelungen.

Der Palais de la Concorde war danach zu einer Festung geworden, und niemand, der nicht wegen offizieller Regierungsgeschäfte dort gewesen war, hatte hinein oder hinaus gedurft. Präsident Zife, der während dieser Zeit die Amtsgeschäfte inne gehabt hatte, war nicht in der Lage gewesen, eine vollständige Ausgrenzung der Presse zu rechtfertigen, hatte jedoch von dem kürzlich entwickelten Fortschritt profitiert, bei dem holografische Technik und Kommunikationstechnik vereint worden waren. Nun konnte die Presse informiert werden, ohne die Bequemlichkeit ihrer Büros, Häuser oder – wie in manchen Fällen – Heimatwelten verlassen zu müssen. Außerdem konnten Reporter, falls sie aus irgendwelchen Gründen nicht auf dem Planeten waren, trotzdem an den Pressebesprechungen teilnehmen.

Und das können sie auch tun, wenn sie die ganze Nacht wach waren, um die Abgabefrist einzuhalten.

Gerade dieser Tage überschlugen sich die Ereignisse regelrecht, und Garmon konnte sich den Luxus eines geordneten Schlafs kaum noch erlauben. Aber wie alles im Universum konnte man dem derzeitigen Krisenmodus der Föderationsöffentlichkeit auch etwas abgewinnen. Bevor Romulus explodiert war, hatte es eine Phase gegeben, in der Garmons Chefredakteurin das Interesse an wirklich politischen Themen zu verlieren drohte. Sie hat-

te begonnen, Aufträge an ihre Mitarbeiter zu vergeben, von denen Garmon zunächst annahm, es handele sich um einen Scherz. Tatsächlich hatte sie Artikel geschrieben, die sich damit befassten, wie die Quest-Regierung die oberen drei Etagen nach ihrem eigenen Geschmack umgestaltet hatte, so wie jede neue Regierung das für gewöhnlich tat. In Quests Falls waren – um ein auffälliges Beispiel zu nennen – die alten roten Gardinen gegen protzig wirkende goldfarbene ersetzt worden.

Garmon wusste noch heute, wie sehr sie sich über jeden einzelnen solcher Aufträge geärgert hatte. Sie hatte sich gefragt, warum zum Teufel sie damit betraut wurde, sich mit neuen Gardinen, Teppichen, Möbeln und Wandgemälden zu beschäftigen, wo die Welt des Politischen mit potenziellen Auswirkungen auf Billionen Leben in der erforschten Galaxis unmittelbar vor ihrer Tür lag. Aber ihre Chefin liebte nun mal die „soften und gefühlig Themen“ (wie sie es stets auszudrücken pflegte), seit sie von dieser Darjeeling-Selbstfindungsreise zurückgekehrt war, über die sie immer wieder sprach. Garmon hielt jedoch an der Überzeugung fest, dass man Trill, Betazoiden und Bolianern, die sich freiwillig ein grundsolides Nachrichtenmagazin wie den *Star Herald* kauften, gut und gerne mehr zutrauen konnte als etwas über Einrichtungsfragen zu lesen.

Die Phase der bunten Meldungen und Trivialreportagen lag erst einmal hinter Garmon, und so wie die Dinge lagen, würde das auch so bleiben. Gut so. Nach dem Angriff auf den Onias-Sektor war das halbe Quadrantengefüge in Aufruhr. Aber ein mindestens ebenso großer Aufruhr in der Welt der intergalaktischen Politik hatte sich ergeben, als Präsidentin Quest entschieden hatte, keine Schritte gegen die Invasion der Klingonen zu ergreifen. Nicht einmal eine Ermahnung oder Rüge war gegenüber dem Khitomer-Partner ausgesprochen worden. Quest hatte zwar in sehr allgemeiner Weise an das intergalaktische Völkerrecht und die Souveränität von Staaten appelliert, aber es war ein halbherziges Plädoyer gewesen. Was Garmon wirklich in den Ohren geklingelt hatte, war, dass die Präsidentin gesagt hatte, es handele sich um Vorgänge im bilateralen Verhältnis zwischen Qo'noS und der romulanischen Regierung, in die sich die Föderation nicht einmischen werde. Gerade die kleineren, blockfreien Welten in der Nähe des Klingonischen Reichs, die sich nun akut bedroht fühlten, hatten sich über die lasche Reaktion der obersten politischen VFP-Repräsentantin empört gezeigt.

Was passiert nur mit uns, verflucht?, fragte sich Garmon dieser Tage immer wieder und wieder. Mit ihren fünf und fünfzig Jahren hatte sie schon so einige politische Großwetterlagen erlebt. Aber die Phase, die nun

herrschte, war auch für sie etwas Neues. Als jemand, der sich nie um eine eigene Meinung zu schade gewesen war und sich stets mit der besonnenen Politik der Föderation identifiziert hatte, beobachtete sie, wie sich in den zurückliegenden Jahren ein schleichendes Gift in den planetaren Völkerbund hineinzufressen schien. Das Ergebnis waren Desinteresse und Lähmung an den Vorgängen in der umliegenden Galaxis, ein Zurückziehen auf sich selbst.

Seit dem Desaster auf dem Mars vor knapp zwei Jahren schien die Föderation zu einem außenpolitischen Duckmäuser verkommen, der sich in sein Schneckenhaus zurückzog und darauf beschränkte, seine Grenzen dicht zu machen. Das Schlimme aber war, dass die öffentlichen Protagonisten, die eine solche Politik vertraten, auf eine vergleichsweise stabile Mehrheit in der Bevölkerung setzen konnten, wenn es darum ging, sich mit markigen Phrasen aus multilateralen Abkommen und Verpflichtungen zu lösen und in einem All, das endgültig die Stabilität verlor, die Füße still zu halten. Der Elan, die Sterne mit Humanität und einem Kompass aus unverrückbaren Prinzipien, mit Herz und Verstand und geschickter Diplomatie zu einem besseren Ort zu machen, schien erloschen, und alles, was heute noch regierte, war – gut verpackt in hochtrabende Rhetorik – das nackte ‚Was haben wir damit zu tun?‘.

Garmon verspürte darüber nicht nur Frustration, sondern hatte an manchem Tag ungestüme Wut im Bauch (was sie aufgrund ihres leicht entzündbaren Temperaments auch immer wieder öffentlich gezeigt hatte). Denn eine Föderation, die sich im Angesicht von Not und Unrecht taub und blind stellte, hatte aufgehört, jenem Erfolgsrezept die Treue zu halten, das in den letzten zweihundert Jahren zu einer steten Begeisterung anderer Welten geführt hatte, dem Club eines Tages beizutreten. Die Föderation war eine *Verheißung* gewesen, und die Aussicht auf Mitgliedschaft in ihr hatte bewirkt, dass andere ihr Verhalten und ihre Werte zugunsten einer besseren Ordnung veränderten. Doch jetzt funktionierte diese Kraftquelle nicht mehr. Alles schien wie erstarrt zu sein. Die Föderation war kein Aufnahme-Club mehr, sie war ein *Ausschluss*-Club mit einem immer stärker werdenden Hang zu Abschottung, Selbstbezüglichkeit und Isolationismus. Ihr Charakter hatte sich dadurch verändert.

Nein, das war zu milde ausgedrückt, *viel* zu milde. Seit dem Abschuss von Flüchtlingsschiffen an der Neutralen Zone hatte die Föderation die Politik der Gleichgültigkeit bereits verlassen und sie gegen eine Politik der Unbarmherzigkeit und Inhumanität getauscht. Wo sollte all das enden? Wie lange würde das ehrenvolle, Jahrhunderte alte Erbe von politisch weitsichtigen Frauen und Män-

nern, die die Föderation mit Hingabe und Idealismus geformt hatten, noch mit Füßen getreten und verletzt werden, bis jemand erkannte, was hier vor sich ging?

Besonders schlimm war für Garmon, zu sehen, wie viele ihrer journalistischen Kolleginnen und Kollegen es vorzogen, sich gut mit der Regierung zu stellen und darauf verzichteten, allzu provokante Fragen zu stellen oder eine Berichterstattung zu liefern, die auf die einschneidenden Folgen der neuen außenpolitischen Linie der Föderation aufmerksam machte. Die Regierung wiederum hatte einen besonderen Fleiß an den Tag gelegt, diejenigen zu belohnen, die in ihrem Sinne berichteten. Was dieser Tage in den Nachrichten geboten wurde, schien verschwommen zu einem Brei, der den Bürgerinnen und Bürgern die Sicht verkleisterte und die Illusion nährte, man könne es sich leisten, sich satt und zufrieden zurückzulehnen und auf sich selbst zu konzentrieren und brauche kaum über den eigenen Bauchnabel hinauszusehen.

Garmon ging so weit, zu behaupten, das Berufsethos bei vielen Journalistinnen und Journalisten war heute reduziert auf eine bloße Wiedergabe dessen, was ist; ein oberflächliches, mattes und uninspiriertes Reproduzieren von Beobachtungen und Stimmungen. Wo war das eigenständige Denken, das Unbequeme, das Ausrecher-

chieren von Informationen, das Aufklärerische, das kritische Hinterfragen, eine unbeugsame Grundhaltung?

Viele Reporter begnügten sich mit der Status-quo-Darstellung und machten sich so unabsichtlich zu Erfüllungsgehilfen derjenigen, die den großen Wagen Föderation lenkten. Es war die gleiche Krankheit der Ermattung, die auch von einem großen Teil der Bürger Besitz ergriffen hatte. Niemand schien noch an große Visionen oder Ziele zu glauben oder dass es wert war, nach Idealen zu streben, weil es etwas über eine Gesellschaft *aussagte*. Das war eine deprimierende Erkenntnis, fand Garmon.

Einen Moment später piepte ihr Holokom, und sie saß, wie gewöhnlich, zwischen Peter Dubrovnik von der *Times* – der zweifellos behaupten würde, in seinem Büro in London zu sein, sich aber, wie sie wusste, tatsächlich an einem Strand in Mexiko aufhielt – und Amanda Richter vom FNN, die sich – da war sich Garmon sicher – in der FNN-Zentrale in Paris aufhielt. Zwei Dutzend andere Reporter waren im Raum verteilt. Die meisten von ihnen entstammten den Kernwelten Erde, Vulkan, Andoria und Tellar, die traditionell die größten und einflussreichsten E-Papers und Magazine aufboten, auch wenn ihnen neue Konkurrenten aus jüngeren und kleineren Mitgliedswelten Marktanteile abgenommen hatten.

Die meisten dieser Frauen und Männer befanden sich berechtigterweise hier, doch ein paar hatten Garmons Meinung nach nichts bei der Presse zu suchen. Unter den ‚Anwesenden‘ tummelten sich einige Spinner mit fragwürdigen Schwerpunkten und Gesinnungen. Ein gutes Beispiel war Poqlis Ventres von der *Free Vulcan Gazette*. Ventres, die FVG-Korrespondentin, war insofern zu respektieren, als sie immer noch zu den Pressebesprechungen kam, obwohl sie nahezu jedes Mal aufgrund ihrer schlechten Kenntnisse und absurden Fragen verspottet wurde.

Aus Garmons Sicht war die FVG eine durch und durch lachhafte Publikation. Seit sie im späten 22. Jahrhundert von einer Reihe alternativer Menschen, die auf der Suche nach sich selbst den vulkanischen Glühofen durchreisten, gegründet worden war, plädierte die FVG unerbittlich dafür, dass die vulkanische Kultur zur einzigen Leitkultur in der gesamten Föderation gemacht werden sollte, sich also gewissermaßen alle in Vulkanier verwandeln sollten. Auf so eine Idee kamen nicht einmal die Vulkanier selbst, die überhaupt keine Genugtuung mehr an ihrer Rolle haben würden, wären alle so wie sie. Es gab noch einige andere abseitige Sichtweisen, denen die FVG anhing. Garmon hatte vor langer Zeit gelernt, die Vertreter dieses Blattes als Ausdruck dessen zu sehen, was in einer freiheitlichen, pluralistischen Gesellschaft

alles möglich war: nämlich gut und gerne auch der größte Schwachsinn.

Auf dem Podium, in dessen Hintergrund das Logo der Föderation – Sternenkreis und stilisiertes Blattdiadem – prangte, standen die einzigen beiden Personen, die sich tatsächlich körperlich in diesem Raum aufhielten: Jamil Coltrane, der Pressesprecher der Präsidentin, und sein Assistent, ein Andorianer namens Vroth. Coltrane, ein schlaksiger, silberhaariger Mann von Alpha Centauri und enger Vertrauter von Olivia Quest, hatte binnen weniger Monate schon ein halbes Dutzend Mal seinen Assistenten gewechselt. (Unter den Pressevertretern waren Wetten abgeschlossen worden, wie lange Vroth durchhalten würde.)

Garmon und Coltrane verband keine besonders herzliche Vergangenheit. Sie waren bereits aneinander geraten, in erster Linie deshalb, weil der Pressesprecher ihr bei mehreren Gelegenheiten ein vorlautes und unverschämtes Mundwerk vorgeworfen hatte und dass sie die Leute durch suggestive Fragen sowie eine völlig falsche Schwerpunktsetzung verdummen wolle. Es war sicher nicht übertrieben, zu behaupten, dass Garmon und dieser Mann nicht nur auf völlig unterschiedlichen Seiten standen, sondern auch auf einer sehr persönlichen Ebene die Chemie zwischen ihnen nicht stimmte. Das hatte

sich schon vor Jahren gezeigt, als Coltrane – damals noch als politisches Allroundwerkzeug des Ratsmitglieds Quest im Einsatz – ein Interview mit Garmon unter Protest abbrach. Damals hatte Garmon Quests Initiative kritisch hinterfragt, die mit einer Sezession von vierzehn VFP-Welten drohte, um so der Sternenflotten-Rettungsmission in romulanischem Raum möglichst Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Es war sehr höflich ausgedrückt, wenn man sagte, dass Coltrane Garmons Anwesenheit hier, im Presseraum, tolerierte. Dummerweise war der *Star Herald* unter den fünfzehn meist gelesenen Nachrichtenmagazinen in der Föderation, sodass man dieses Medium nicht einfach ohne großes Aufhebens beiseiteschieben konnte.

Allerdings war das angespannte Verhältnis zwischen beiden wieder einem neuen Höhepunkt entgegengeschnellt, angesichts der Vorkommnisse an der Neutralen Zone. Bei der letzten großen Pressekonferenz hatte es sich Garmon nicht nehmen lassen, Coltrane offen herauszufordern. Ob es nicht in Wahrheit so sei, dass sich das Flüchtlingsdesaster an der Grenze niemals ereignet hätte, wenn die Föderation den Romulanern in ihrem Raum geholfen hätte, hatte sie mehrmals gefragt. Ob diese dramatische Situation nicht das direkte Ergebnis eines eklatanten Versagens der Föderationspolitik sei.

Als Coltrane versucht hatte, sie abzuschütteln und abzuspeisen, hatte sie nicht locker gelassen – nicht dieses Mal –, denn sie war voller Unverständnis und Entrüstung gewesen, persönlich kompromittiert, was nicht unbedingt nur positiv für eine Berichterstatteerin war. Obwohl er vor den Kameras, die alles in die Föderationsöffentlichkeit transportierten, reserviert und höflich blieb, hatte er hinter den Kulissen gebrodelt. Sein Büro hatte sie abgemahnt und zur Mäßigung aufgefordert.

Und auch Garmons Chefin hatte sich bei ihr gemeldet, dass eine solche „aggressive Fragerei und offene Provokation“ nicht noch mal vorkommen dürfe, dass der Ton die Musik mache. Garmon hatte versucht, ihr darzulegen, dass es habe sein *müssen*, doch sie schien nicht vollständig überzeugt gewesen zu sein. War sie eigentlich die Einzige, die das Gefühl hatte, dass in dieser Föderation etwas sehr Grundlegendes schief lief und immer weiter zu entgleiten drohte?

Nun fand die nächste Konferenz statt, und Garmon konnte nicht gerade behaupten, dass ihre Laune viel besser war als vor drei Tagen. Der wenige Schlaf, den sie gefunden hatte, tat sein Übriges, abgesehen von diesem dumpfen, ständig präsenten Kopfschmerz. Wie immer erwartete Garmon nicht mehr und nicht weniger als Hofberichterstattung aus dem Dickdarm des Monarchen.

Eigentlich besaß sie genug Erfahrung, um das alte, routinierte Spiel mitzuspielen, aber irgendetwas in ihr – eine innere Stimme, die beständig lauter und drängender geworden war – teilte ihr mit, dass sie das viel zu lange gemacht hatte. Viel zu lange war sie angepasst gewesen, hatte sich brav und anständig verhalten und beinahe vergessen, was für eine Person sie sein sollte. Nein, sie *konnte* das Spiel nicht mehr mitspielen; sie wollte es nicht mehr.

Zuerst wurde eine Stellungnahme abgegeben, in der die Position der Präsidentin zum Verhalten der Klingonen wiederholt und untermauert wurde. Es wurde von Frieden und Stabilität gesprochen; davon, keine überstürzten Schritte zu ergreifen, sondern eine „Politik der ruhigen Hand“ zu führen in diesen „für alle nicht einfachen Zeiten“. Dann bestand für die Medienvertreter die Gelegenheit zur Rückmeldung.

Garmon hielt sich zunächst tatsächlich zurück und lauschte den Fragen einiger Kolleginnen und Kollegen, die nacheinander von Vroth drangenommen wurden. Die meisten dieser Fragen waren nicht auf das Wesentliche konzentriert, teilweise waren sie kläglich, belanglos und einfältig und wurden von Coltrane mit Leichtigkeit genutzt, um die zentralen Phrasen von Quests Ansprachen zu wiederholen. Die Fragen trugen ihren Teil dazu

bei, dass Garmon schließlich nicht mehr schweigend beiwohnen konnte und selbst die Hand hob.

In Coltranes Gesicht flackerte etwas auf, etwas Feindseliges, nur einen winzigen Augenblick. Sicher hatte er schon damit gerechnet, dass sie sich wieder zu Wort melden würde, vielleicht hatte er aber auch darauf gehofft, dass er ihr nach ihrem letzten Aufeinandertreffen einen Maulkorb verpasst hatte. Immerhin hatte er auch nicht darauf verzichtet, Garmon bei ihrer Chefin anzuschwärzen.

„Bitte, Miss Garmon...“, sagte Vroth, als ahne er, was kommen mochte.

Garmon holte Luft, als sich die Augen aller im Raum auf sie richteten. Flüchtig fing sie die ausgeprägte Abneigung in den Augen einiger Kollegen auf. Sie ließ sich nicht beirren. „Die Vorgänge im Onias-Sektor sind schon die zweite Krise in nur wenigen Tagen, und das Verhalten der Präsidentin scheint ein Muster erkennen zu lassen...“

„Welches wäre, Miss Garmon?“, fragte Coltrane gespielt entspannt.

„Die Föderation soll zur Festung werden und sich abschotten. Ich habe während ihrer Rede im Föderationsrat genau zugehört. Sie hat von ‚Festung‘ gesprochen;

das waren ihre eigenen Worte. Was dort draußen passiert, hat uns nicht zu kümmern. Ist das also unser neuer Grundsatz in der Außenpolitik?“

„Das haben *Sie* jetzt gesagt, Miss Garmon.“, erwiderte Coltrane mit aufgesetztem Lächeln, das zu weiße Zähne zeigte.

„Bitte, dann helfen Sie mir doch auf die Sprünge...“

„Selbstverständlich ist sich die Präsidentin der großen Verantwortung bewusst, die die Föderation trägt. Wir waren und wir *sind* eine Friedensmacht, die stets politische vor militärische Lösungen setzt. Und in genau diesem Sinne hat die Präsidentin Wert darauf gelegt, sofort auf die Ereignisse zu reagieren, deren Zeuge wir in den vergangenen Tagen geworden sind. Aber wir bewahren natürlich einen kühlen Kopf. Das heißt, wir verfallen nicht in Aktionismus, sondern gehen mit Augenmaß und Ruhe vor...“ Coltrane redete weiter, kein Satz ein *wirklicher* Satz mit wirklichen Aussagen darin.

Blub, blub, blub... Wieder mal nur schöne Luftblasen. Garmon fühlte sich angestachelt, denn sie spürte seinen instinktiven Versuch, ihr zu entgehen anstatt sich zu stellen.

„Sie haben ‚Verantwortung‘ gesagt, das ist ein gutes Stichwort.“, griff sie auf. „Die Präsidentin hält es ganz offensichtlich nicht für notwendig, den Klingonen einen ordentlichen Warnschuss vor den Bug zu verpassen. Wo bleiben die Konsultationen in dieser Situation, und was ist mit den Konsequenzen von unserer Seite?“

Wieder dieses Lächeln, das Garmon von mal zu mal mehr anekelte. „Welche Konsequenzen stellen Sie sich denn vor, wenn ich fragen darf?“

„Na ja, es gäbe sicher *vielen* Druckmittel... Symbolische und handfeste, bis hin zu wirtschaftlichen Sanktionen. Die Klingonen profitieren von einem regen Handel mit uns, und sie beziehen eine Menge Güter, die sie nicht ohne weiteres selbst produzieren können.“

Coltrane starrte sie hinter seiner kontrollierten Fassade an, als wäre sie ein lästiges Insekt, das er gleich zerquetschen wollte. „Unser Verhältnis zum Klingonischen Reich ist gut und freundschaftlich, und die Präsidentin tut alles dafür, dass es auch so bleibt.“

„Wenn das so ist, dann gilt doch umso mehr, dass Freunde sich untereinander ihre Meinung sagen dürfen.“, hielt Garmon dagegen. „Die Klingonen haben einen eindeutig völkerrechtswidrigen Angriff auf Romula-

nisches Gebiet vorgenommen. Sie haben nach eigener Aussage dieses Gebiet *annektiert*.“

Der Pressesprecher seufzte und verdrehte andeutungsweise die Augen. „Der Konflikt rund um Onias ist älter als wir beide zusammen, Miss Garmon, und er ist komplex. *Komplexität*, verstehen Sie und Ihr Fake News-Blatt das?“, intonierte er. „Es ist nur vernünftig, wenn wir uns nicht leichtfertig und vorschnell auf eine Seite schlagen. Außerdem können wir nicht mal mit Sicherheit sagen, ob es von Seiten der romulanischen Regierung Provokationen gab.“

Nebelkerzen, alles Nebelkerzen...

„Ich würde sagen, die Sache ist offensichtlich: Die Klingonen wittern die Schwäche der Romulaner und spielen jetzt die Rolle des Aasgeiers.“

„Ich denke, darauf muss ich nicht antworten. Wenn das dann alles wäre?“

„Nein, ist es noch *nicht*.“

Neben ihr begannen die anderen Journalisten zu tuscheln.

„Wieso unternehmen wir nicht einmal den *Versuch* einer Vermittlung?“

„Ganz einfach: weil uns niemand um Vermittlung *gebeten* hat. *Weder* die Klingonen *noch* die Romulaner.“

Garmon zuckte die Achseln. „Wir könnten uns einfach einmischen, und zwar weil es moralisch *und* politisch das *Richtige* wäre.“

Jetzt schüttelte Coltrane entschieden den Kopf. „Wir haben uns viel zu *oft* irgendwo eingemischt. Die jüngere Geschichte ist voll von Beispielen. Verstrickungen in fremde Angelegenheiten... Am Ende sind oft genug Nachteile und Belastungen daraus entstanden – in erster Linie für *uns*. Überstürzte Interventionen können sehr gefährlich sein. Wir müssen behutsam vorgehen, ehe wir uns in irgendwelche Abenteuer begeben. Die Präsidentin hat das begriffen. Sie hat eine sehr klare Vorstellung von den Dingen.“

„Verstehe ich das also richtig? – Wir lassen Arlok einfach freie Hand im Onias-Sektor? Wir machen weiter, als wäre nichts? Sind wir jetzt die Komplizen einer Politik, die das Recht des Stärkeren vor alles andere setzt? Und was ist eigentlich mit den dortigen Zivilbevölkerungen? Ich denke, die Fantasie von jedem in diesem Raum reicht mehr als aus, um sich auszumalen, zu was Klingonen auf dem Erohungstrip in der Lage sind.“

Coltrane war bedient; er hatte keine Lust mehr auf dieses Ping-Pong-Spiel. „Abgesehen davon, dass Sie gerade Ihre Redezeit ziemlich strapazieren, Miss Garmon... Die Föderation hat ihre Position deutlich gemacht, aber wir können das Verhalten unserer klingonischen Alliierten nicht ändern, nur weil wir das wollen.“

Garmon blähte die Backen und breitete die Hände aus. „Sekunde, ja? Wir haben *überhaupt nichts* gemacht. Sie reden von einer Politik der ruhigen Hand, aber wenn überhaupt, ist es eine Politik der *eingeschlafenen* Hand. Die Klingonen anerkennen eine offene und klare Haltung als Zeichen der Stärke. Wir könnten etwas bewirken, wenn wir bereit sind, ihnen Grenzen aufzuzeigen. Aber wir haben nicht einmal *versucht*, ihr Verhalten zu ändern. Wie hat es mal ein früherer klingonischer Kanzler ausgedrückt? – Wir sind wie eine zahnlose, alte *Grishnar*-Katze...nur diesmal haben wir *nicht mal* gefaucht. Hauptsache, *wir* verstehen uns mit den Klingonen. Wenn die sich am Rest der Galaxis vergreifen, ist das *nicht unser* Problem. Wieso *sagen* Sie nicht einfach, dass das der Standpunkt der Regierung ist, damit das alle ungeschminkt hören können?“

Ein müdes Lachen, in dem Verachtung lag. „Bei allem gebotenen Respekt: Sie reden blanken Unsinn, Miss Garmon, und das wissen Sie. Unsere Außenpolitik ist auf

Respekt, Dialog und Fairness aufgebaut, und dabei wird es bleiben.“ Coltrane sah zu seinem andorianischen Assistenten. Dieser verstand und warf einen Blick in die Runde. „Gibt es weitere Fragen?“

Ein, zwei weitere blasse, handzahme Fragen, die vollkommen ungefährlich und eine Steilvorlage für Coltrane waren. Dann gingen keine Meldungen mehr ein. Dafür hob Garmon wieder die Hand.

„Sie waren bereits zu Genüge an der Reihe, denke ich.“, sagte Vroth. „Mister Coltrane hat Ihnen Rede und Antwort gestanden.“

„Ich habe aber *noch* eine Frage.“

Neben ihr schüttelte eine Frau den Kopf, ein anderer Mann sagte etwas Abwertendes.

„Gibt es *weitere* Fragen?“, wiederholte Vroth.

Nach wie vor meldete sich niemand, sondern viele starrten zu Garmon, die von ihrem Stuhl hoch gefahren war.

„Nein, Miss Garmon... Es war genug. Genug an *Fake News* von Ihrer Seite. Können Sie das nicht verstehen?“

Adrenalin füllte ihre Magengrube, und ihr Herz begann wild zu pumpen.

„Reden wir doch mal über den eigentlichen Skandal und die moralische Bankrotterklärung dieser Regierung, um die Sie seit Tagen einen großen Bogen zu machen versuchen. Heute hat das Flüchtlingshilfswerk der Föderation eine offizielle Stellungnahme herausgebracht, dass es das Ereignis an der Grenze zutiefst missbilligt.“ Sie sah auf ihren Handcomputer, auf dem sie die entsprechende Passage vorbereitet hatte. „Zitat: ‚Dies ist ein unentschuldbarer Vorgang und nicht mehr und weniger als ein Massaker gewesen – nicht nur an romulanischen Leben, sondern auch an den humanitären Grundsätzen, die zu schützen die Föderation seit jeher geschworen hat.‘ Sie haben die Präsidentin scharf angegriffen.“

Coltrane faltete in vermeintlicher Seelenruhe die Hände. „Es tut mir aufrichtig Leid, dass das Flüchtlingshilfswerk so denkt, denn was sie soeben wiedergegeben haben, ist schlicht nicht wahr. Es ist vielmehr *Propaganda*. Die Fakten werden verdreht, Ursache und Wirkung vertauscht. Wir sind dem Schutz unserer Grenzen verpflichtet, und diese Personen – wer immer sie waren – wurden ausdrücklich gewarnt. Sie wurden wiederholt zum Umkehren aufgefordert.“

„Das ändert nichts daran, dass den Sternenflotten-Verbänden vor Ort Befehle gegeben wurden, das Feuer zu eröffnen. Diese höchstwahrscheinlich sehr verzweifelten Leute wurden *abgeschossen*. Nach wie vor wird darüber hinweggegangen, dass dies ein einmaliger Vorgang ist. Seit wann schießt die Sternenflotte *Zivilisten* vom Himmel?“

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Wir *wissen* nicht, ob es Zivilisten waren. Aber eines wissen wir sehr genau: Dieses gewaltige Aufgebot an fremden Schiffen hat die Sicherheit und Integrität unserer Grenzen unmittelbar bedroht, und deshalb waren wir zum Handeln *gezwungen*.“ Coltrane schien das Bedürfnis zu verspüren, etwas nachzusetzen. „Dies war eine systematische Aktion von feindseligen Elementen im romulanischen Reich, mit dem Ziel unsere Sicherheit zu kompromittieren und uns zu *diskreditieren*.“

Vorhin habe ich versucht, Ihnen etwas zu sagen: über gut gemeinte Interventionen und negative Effekte, die daraus entstehen. Aber vermutlich haben Sie mir wieder einmal nicht zugehört. Diese *sogenannten Flüchtlinge* sind ein gutes Beispiel hierfür. Wir haben den Romulanern *jahrelang* geholfen, die Bewohner ganzer Planeten in Sicherheit zu bringen und sie zu versorgen... Und nun schicken sie organisierte Ströme an unsere Grenze, um

unsere Sicherheit zu unterminieren – und wer weiß wer *noch* unter diesen angeblichen Flüchtlingen war. Piraten, Terroristen, *Tal'Shiar*-Spione, Saboteure... Die Möglichkeiten sind endlos, und man sollte all dies einer lange Zeit so skrupellosen Macht wie den Romulanern zutrauen.

Weil wir mit einer unangenehmen Situation, die uns aufgezwungen wurde, fertig werden mussten, wird nun die Föderation an den Pranger gestellt. Ich wage zu behaupten, dass dieser Konvoi sich nie auf den Weg gemacht hätte, wenn wir nicht früher unsere Tore für romulanische Flüchtlinge weit aufgemacht hätten. *Wir* haben den Magneten *eingeschaltet*. Die leichtsinnigen, aus Gutmenschen getroffen Entscheidungen der Vergangenheit haben erst dazu geführt. Unsere guten Taten in der Vergangenheit werden heute bestraft. Wir können und wir *werden* nicht das Elend der Galaxis bei uns aufnehmen...oder das, was sich als Elend tarnt.

Es tut mir Leid, dass diese Schiffe nicht die Klugheit besaßen, rechtzeitig abzdrehen, sondern in ihr Verderben fliegen mussten. Aber das ist nicht unsere Verantwortung. Es ist die Verantwortung der romulanischen Regierung...oder wer immer diese Leute dazu bewogen hat, in Richtung Grenze zu fliegen. Dort – und *nur* dort – liegt die Schuld.“

„Und das soll als Rechtfertigung genügen?...“, fragte Garmon atemlos. „Was ist mit –...“

„Ich bedaure, unsere Zeit ist um. Die Pressekonferenz ist hiermit beendet.“, ging Vroth dazwischen. „Wir wünschen Ihnen allen einen angenehmen Tag.“





39

12. Februar 2387

>> Eintreffende Transmission...

Absender: Jamil Coltrane,

Palais de la Concorde

Guten Tag, Miss Garmon,

was Sie sich in unserer heutigen Pressebesprechung geleistet haben, überschreitet jedes Maß. Ich habe Sie bereits im Anschluss an die letzte Konferenz verwarnt,

doch nun sehe ich mich gezwungen, drastischere Schritte zu ergreifen. Diesbezüglich lassen Sie mir keine andere Wahl.

Sie sagten mir beim letzten Mal, ich müsse Ihre ständigen Einwürfe und Provokationen hinnehmen, es sei denn ich wolle mich dem Vorwurf aussetzen, ich wolle die Pressefreiheit beschneiden. Das will und das werde ich selbstverfreilich nicht. Jedoch muss ich *Sie*, verehrte Miss Garmon, nicht länger tolerieren. Ich denke, Sie waren sich Ihrer Sache zu sicher, und es heißt ja nicht zu Unrecht, dass Hochmut vor dem Fall kommt.

Lassen Sie mich ganz offen sein: In meiner Wahrnehmung sind Sie keine Journalistin; jedenfalls keine, die ihren Namen verdient hat. Sie sind eine politische *Aktivistin*, die weit davon entfernt ist, Unabhängigkeit und Neutralität zu demonstrieren. Genau das wäre aber Ihre Aufgabe in diesem, unseren Gemeinwesen – nicht unsere Föderation durch den Dreck zu ziehen.

Ich habe einige Recherchen über Sie angestellt. Dabei hat es mich nicht überrascht, festzustellen, dass Sie früher Jean-Luc Picards Rettungsmission das Wort geredet und natürlich mit aller publizistischen Kraft scharf gemacht haben, als diese endete. Wie ich herausfand, waren Sie zeitweilig sogar als Flüchtlingshelferin auf Vashti

aktiv und haben Ihren Job ruhen lassen. Ich weiß nicht, ob Ihre ideologische Verbissenheit und Borniertheit aus dieser Phase Ihres Lebens stammt oder ob sie schon früher ein Teil von Ihnen ist. Vermutlich letzteres, denn wenn meine Nachforschungen stimmen, haben Sie schon nach dem Dominion-Krieg für eine Zivilorganisation mit zweifelhaftem Ruf beim Wiederaufbau auf Cardassia Prime mitgeholfen. Parallel dazu haben Sie einen Haufen tendenziöser Artikel und Reiseberichte über Ihre Zeit dort verfasst.

Ihnen fehlt jede kritische Distanz, und Sie sind voreingenommen. Was aus Ihnen spricht, wann immer sich unsere Wege kreuzen, ist pure Ideologie. Sie sehen die Welt so, wie Sie sie sehen *wollen* und nicht wie sie ist. Diese Regierung unter Präsidentin Quest ist aber angetreten, um genau das zu tun. Sie hat ein Bewusstsein für die Komplexitäten der politischen Zusammenhänge, und sie scheut nicht, harte, konsequente Entscheidungen zu treffen, wenn diese erforderlich sind. Vor allem aber betrachten Präsidentin Quest und ihr Kabinett die Dinge nüchtern und rational und verfahren entsprechend. Ich bedaure, dass Sie das nicht zu begreifen scheinen.

Da Sie bereits früher für erhebliche Probleme in unseren gemeinsamen Pressekonferenzen gesorgt haben, sehe ich mich gezwungen, Ihnen die Akkreditierung im

Palais zu entziehen. Ich hoffe, die Person, die Ihre Nachfolge antritt, wird sich konstruktiver einbringen.

Sie dürften bald von Ihrer Chefredakteurin hören.

Mit freundlichen Grüßen,

Jamil Coltrane

- - -

12. Februar 2387

>> Eintreffende Transmission...

Absender: Vaitris Palowaa,

Star Herald

Hallo Meevia,

sag mal, was ist eigentlich in Dich gefahren? Weißt Du eigentlich, welche unnötigen Schwierigkeiten Du mir bereitet hast? So eine Unruhe ist wirklich das Letzte, was ich gebrauchen kann. Du bist aus dem Tritt geraten. Es war nicht das erste Mal, dass Du Dir solche Eskapaden leistest. Ich hatte Dich ja gewarnt. Ich hab's wirklich probiert und gut mit Dir gemeint.

Ich hab' keine Ahnung, was Du für ein Problem hast, aber man merkt Dir an, dass Du irgendeine Rechnung offen hast. Du scheinst mir fast auf so 'ner Art Vendetta zu sein. Das hat wohl nur begrenzt mit diesem Coltrane zu tun, auf den Du Dich eingeschossen hast. Auf jeden Fall seh' ich eine Korrespondentin, die nicht objektiv ist und die ihre professionelle Distanz verliert. Es geht hier doch nicht um Dich – Du bist dem großen Ganzen verpflichtet und nicht zuletzt unsere Leserschaft.

Ich hab' immer wieder Beschwerden über Dich bekommen – nicht nur aus Regierungskreisen, sondern auch von Kollegen. Die Liste ist lang, verflucht lang. Ich muss nun Konsequenzen ziehen, auch wenn es mir nicht leicht fällt, denn Du bist 'ne kluge und fähige Frau. 'Ne Frau, von der ich mehr erwartet hätte.

Meevia, mir bleibt nichts anderes übrig als mir eine andere Korrespondentin für den Palais zu suchen. Auf diesem Posten bist Du falsch aufgehoben. Und nein: Du wirst *nicht* versetzt. Ich denke, Du musst erst mal Dein Leben wieder in den Griff kriegen und für Dich einen neuen Anfang suchen. Der *Star Herald* und Du, wir werden von nun an getrennte Wege gehen. Das bedeutet, ich werde auch von Dir als Freiberuflerin keine Artikel annehmen.

Ich wünsche Dir alles Gute, Meevia. Ich hoffe, Du findest, wonach Du suchst.

Vaitris

PS: Deine unbezahlten Spesenrechnungen werden Dir zurückgeschickt. Wir werden sie nicht mehr übernehmen.

- - -

13. Februar 2387

Erde, Paris

Meevia Garmon war immer noch nicht ganz nüchtern, aber immerhin auf dem Wege der Besserung. Sie wusste nicht, wie lange sie in irgendwelchen Bars gesessen und durch das Pariser Nachtleben gewandert war, auf der Suche nach Betäubung, nicht nach Konversation. Ihre Aufenthalte waren kurz gewesen, und sie hatten nur darauf abgezielt, schnell etwas Hochprozentiges intus zu bekommen.

Jetzt war sie dazu nicht mehr in der Lage.

Die Benommenheit durch den Alkohol hatte sich inzwischen glücklicherweise soweit verflüchtigt, dass sie sich nicht mehr allenthalben irgendwo festhalten musste. Was noch deutlich präsent war, war der übliche Geschmack in ihrem Mund und ein hintergründiges Gefühl der Benebelung. Es äußerte sich darin, dass sie den Eindruck hatte, auf Beinen aus Gummi zu laufen.

Es war sehr früh am Morgen; die Sonne ging gerade über den Kupferdächern von Paris auf. Es würde ein schöner Tag werden. Nur nicht für sie.

Sie lungerte am Champ de Mars herum, wo sie sich schließlich auf einer Bank niederließ. Sie hörte zu, wie die Fontänen gluckerten und sich in der Einsamkeit hoben und senkten. Ein paar Vögel nahmen ein morgendliches Bad in den Ausläufern der Gischt.

Garmons Blick glitt zum Eiffelturm hinauf, der inzwischen seit beinahe fünfhundert Jahren das ehrwürdige Wahrzeichen der französischen Hauptstadt bildete. Was dieses Gebäude alles hatte an historischen Epochen kommen und gehen sehen. Große Aufbrüche und tiefe Abgründe der jüngeren Menschheitsgeschichte. Die Eugenischen Kriege und der Dritte Weltkrieg, der Erste Kontakt mit den Vulkaniern in Folge von Zefram Cochranes Warpflug, die Formierung und der Aufbruch der Sternenflotte, die Entstehung der Koalition der Planeten, Krieg mit den Romulanern, die Gründung der Föderation...

Und ich bin schon mit meinem eigenen kleinen Leben überfordert., dachte sie.

Sie hatte noch keinen Plan, wie es jetzt für sie weiter ging. Erst einmal musste sie sich aufraffen und nachhause zurückkehren. Dort würde sie dann eine ordentliche Dusche nehmen, sich einen starken Kaffee replizieren und die Dinge bei Lichte betrachten. Wenn da überhaupt irgendwelche Dinge waren, die sich betrachten *ließen*.

Immer noch den Eiffelturm ansehend, kochte wieder Zorn in ihr hoch, als sie sich gewahrte, weshalb sie hier saß, was geschehen war. Was sie seit geraumer Zeit plagte wie eine offene, nicht verheilende, eiternde Wunde.

Zuerst haben wir ungezählte Millionen durch unterlassene Hilfeleistung sterben lassen, und jetzt haben wir schon selbst die Rolle des Henkers übernommen. Erkennt denn niemand, wie verkommen wir geworden sind? Wir sind geworden wie Mächte, die wir wegen ihrer Unmenschlichkeit verurteilt haben. Schlimmer noch. Denn wir wägen uns immer noch als die Guten, obwohl wir es schon lange nicht mehr sind.

Mit einem Mal kippte ihre Perspektive um, einfach so, als lege jemand einen Schalter um. Urplötzlich ekelte sie diese Stadt, die sie stets als so schön und einladend und romantisch empfunden hatte, nur noch an. Paris wurde zum Sinnbild einer Gesellschaft, die keinen Gedanken

mehr an Andere verschwendete. Eine Gesellschaft, die sich selbst für ihre Genialität und Fortschrittlichkeit feierte, aber keinen Finger rührte, dies auch unter Beweis zu stellen. Wie hatte jemand einst so schön gesagt: *Es ist leicht, ein Heiliger im Paradies zu sein.*

So eine Gesellschaft war *keine* utopische Zivilisation, sondern eine Ansammlung dekadenter Leute, denen der Realitätssinn und das Mitgefühl abhanden gekommen war, weil sie in großer Selbstverleugnung steckte. Wann war es so weit gekommen?

In einem hat Vaitris Recht: Ich bin auf dem Posten falsch aufgehoben gewesen.

Plötzlich legte sich ein Schatten über sie, und sie schaute instinktiv auf. Ein terranischer Mann stand vor ihr, hatte sich zwischen sie und die angenehm warme Sonne gestellt. Er hatte die Hände in den Taschen seiner Lederjacke vergraben.

Der Mann war nicht übermäßig groß, hatte stahlgrau- es, leicht ungeordnetes Haar, blaue Augen und mochte Anfang Sechzig sein. Er sah nicht schlecht aus – mit einem Cowboyhut auf dem Kopf hätte er womöglich einem Texas Ranger nicht unähnlich gesehen –, aber Garmon war kein Fan von verwegenen Auftritten. Und gera-

de jetzt hatte sie entschieden keine Lust auf einen dahergelaufenen Fremden.

Der Typ wird vermutlich gleich versuchen, Dir 'was anzudrehen. Oder er wird Dich auf eine ganz billige Art anbaggern. dachte sie. *Zeit für einen Abgang.*

„Meevia Garmon?“, fragte er mit einer angenehmen, leicht heiseren Stimme.

Sie erstarrte, als sie ihren Namen aus seinem Mund hörte. Gut, sie war durchaus das, was man eine öffentliche Person nennen konnte, aber es kam doch eher selten vor, dass sie jemand auf offener Straße erkannte und ansprach. Dafür war die journalistische Öffentlichkeit in der Föderation einfach zu groß.

„Ja.“, sagte sie ein wenig verunsichert, erhob sich von der Bank und schob die Brauen zusammen. „Wer will das wissen?“

„Ich bin Captain George Sanders.“, sagte der Mann. „Ich würde mich gerne mit Ihnen unterhalten...“





13. Februar 2387

Achernar Prime

Admiral Tomalak, der neue Oberkommandierende der Streitkräfte des Romulanischen Sternenimperiums, stand oberhalb der Verinex-See. Wind peitschte ihm entgegen und zerrte an ihm, fuhr durch sein ergrauendes Haar. Direkt unter ihm begann das weißblaue Wasser, zog sich bis zum wolkenverwirbelten, purpurfarbenen Horizont. Achernar hing über ihm am Himmel und hatte eine ähnliche Farbe.

Der halbkreisförmige Balkon, auf dem Tomalak stand, gehörte zu einer jahrhunderte-, wenn nicht sogar jahrtausendealten Festung, erbaut von den entlegenen Vor-

fahren eines Volkes, das heute Bestandteil des Imperiums war. Der Mauer nach zu urteilen, über die er aufs Meer blickte, war dieses gewaltige Bauwerk in die Klippe hineingebaut worden, die Speerspitze der ins Wasser ragenden Landzunge.

Tomalak entsann sich an etwas, das er einst gehört hatte. Vor langer, langer Zeit, hieß es, habe es auf dem Planeten gewaltige Flugsaurier gegeben, ungebändigte, feuerspeiende Bestien, die die Könige der Lüfte gewesen waren.

Je öfter er hierher kam, desto mehr konnte er nachvollziehen, weshalb Kamemon Achernar Prime als vorübergehenden Sitz seiner Regierung ausgewählt hatte. Dieser Planet war nicht übel, hatte eine ungezügelte Pracht...und trotzdem besaß er nicht einmal einen Hauch der ehrfurchtgebietenden Schönheit von Romulus, welches jetzt nur mehr in Datenbanken, persönlichen Aufzeichnungen und Erinnerungen existierte.

Tomalak ging ein Stück weiter und langte bei zwei Wachen der prätorialen Garde an, die ihn in Empfang nahmen. Obgleich man ihn hier inzwischen kannte, wies er sich pro forma mittels Netzhautscan aus, dann wurde er weiter gelassen.

Zwischen ihm und dem Gebäude stand eine drei Meter hohe und zwei Meter breite Röhre. Tomalak näherte sich ihr, und die Tür eines wartenden Turbolifts glitt auf. Kaum hatte er die Kabine betreten, schloss sich die Tür, und die Fahrt begann.

Während sich die Transferkapsel aufwärts bewegte, dachte Tomalak darüber nach, wie er Kamemon möglichst schonend beibringen sollte, was sich zugetragen hatte. Immerhin waren seine Nerven bereits stark strapaziert worden, seit für das Sternenimperium die wohl finsterste Phase seiner langen Historie begonnen hatte. Kamemon musste sich an manchem Tag dafür verfluchen, warum die Geschichte gerade ihn ausgewählt hatte, über ein taumelndes Reich zu herrschen, in dem nahezu alles ungewiss und lange nicht mehr selbstverständlich geworden war.

In dieser Situation hatte Tomalak seine Gunst gewittert. In den Tagen, als die Evakuierungsmaßnahmen für das Heimatsystem auf Hochtouren liefen, hatte er sich Kamemon zunächst als Berater angedient; später hatte er sogar seinen wenig talentierten Amtsvorgänger von seiner Position als militärischer Oberkommandierender verdrängt.

Er erinnerte sich an seinen alten Rivalen Koval – den von der Föderation umgedrehten Verbrecher –, welcher Tomalak einst versucht hatte zu beleidigen, indem er ihn eine „Kreatur der Nacht“ nannte. Aus heutiger Perspektive betrachtet, schien das gar nicht einmal mehr so verkehrt zu sein. Je schwieriger die Zeiten für das Imperium waren, desto besser waren für ihn die Gelegenheiten, sich als unverzichtbar zu präsentieren, und desto größer waren die Herausforderungen, an denen er sich beweisen konnte.

Trotzdem war Tomalak nicht übermütig. Seine langjährige Erfahrung als Befehlshaber mehrerer imperialer Warbirds hatte ihn zum Realisten erzogen. Was dem Imperium in den kommenden Monaten und Jahren bevorstand, war nicht mehr und nicht weniger als eine Kraft- und Zerreißprobe. Aus jeder nur erdenklichen Richtung drangen momentan Hiobsbotschaften, und außerhalb der fragil gewordenen Grenzen des Imperiums kursierten bereits Erzählungen von den Romulanern als dem größten Bettlervolk beider Quadranten.

Bevor man auch nur daran denken konnte, ein neues Kapitel aufzuschlagen und zu neuen Ufern aufzubrechen, musste man den wankenden Riesen stützen und stabilisieren. Tomalak ahnte, dass dieses Ziel zu erreichen wohl die schwierigste Aufgabe seines gesamten Lebens als

Militäroffizier darstellen würde. Das Motto der Zeit lautete: Bewahrung und Wiederaufbau. Es ging um die Rettung eines zweitausendjährigen stolzen Reichs. Das Reich seiner Ahnen.

Der Fall von Romulus hatte das Imperium nicht nur viel seiner Energie gekostet, sondern hatte seine Seele zutiefst verletzt. So tief, dass einige Romulaner nun so weit gingen, die Legitimität des gesamten politischen Apparats zu hinterfragen. Die Autorität des Prätors. Revolten waren auf zahlreichen Kolonien entflammt, die durch die wirtschaftliche Notlage weiter angefacht wurden. Dunkelheit und Zwietracht breiteten sich immer mehr aus.

Es stimmt., dachte Tomalak. Ich bin wahrlich eine Kreatur der Nacht, genau so wie mein Volk, das nun durch die Nacht irrt, auf der Suche nach einer neuen Heimat, an die es sein Herz hängen kann. Das Imperium war gewaltig und besaß Hunderte von Welten, und doch war Romulus stets der natürliche Bezugs- und Ankerpunkt allen Tuns und Wirkens gewesen. Romulus war das schlagende, vitale Herz gewesen. Es würde nicht leicht werden, sich von dieser Vorstellung zu verabschieden und einen Ort zu finden, der als politisches und gesellschaftliches Zentrum einen Neuanfang begründete.

Doch was Tomalak anging, hatte er sich bereits vor langer Zeit mit dem Unabwendbaren abgefunden, und spätestens als Kamemon ihn in den Rang des Oberbefehlshabers beförderte, hatte er sich geschworen, von nun an für die Zukunft zu arbeiten und nicht eine Vergangenheit zu beweinen, an der sich nichts mehr ändern ließ. Romulus war fort, viele Milliarden waren gestorben, das Reich bröselte derzeit an diversen Ecken und Enden, genauso wie die Wirkungsmacht des Prätors, und doch waren genau das die besten Gründe, sich aus dem Staub zu erheben – und weiterzumachen.

Denn das war doch auch ein Teil der langen Geschichte dieses Imperiums: Übermenschliche Kräfte zu mobilisieren, existenzielle Niederlagen zu verkraften, sie abzustreifen und langfristig gestärkt daraus hervorzugehen. Abschied zu nehmen von alten Gewissheiten. Sich neu zu erfinden, ohne den Kern der eigenen Identität zu verlieren. Ein ewiger Kampf gegen äußere und innere Dämonen. Das war der romulanische Weg.

Dennoch wummerte dann und wann die große Frage wieder in seinem Kopf. Wer hatte Romulus das angetan? War es einfach die Ungnade der stellaren Natur gewesen, oder hatte ein planender Geist dahinter gesteckt? Manchmal erschien der Gedanke zu verlockend.

Es gab diejenigen in Tal'Shiar und Militär, die nicht davon ausgingen, dass der Tod des imperialen Zentralgestirns ein natürliches Phänomen gewesen war. Nicht wenige glaubten, dass er von Feinden des Imperiums verursacht worden war. Tomalak erinnerte sich an ein Gespräch, das er vor einer Weile mit einem hochrangigen Geheimdienstoffizier geführt hatte. *Ist es wirklich so schwer zu glauben, dass es der Föderation nicht unrecht wäre, wenn unsere Art aussterben würde...oder wenn wir zumindest zu den Bettlern des Quadranten würden?* Das hatte der Mann ihm gesagt und seinem Zorn nachgegeben. *Vor einem Jahrzehnt noch war das Imperium stark und unangreifbar. Doch dann zog uns die Föderation in den vermaledaiten Dominion-Krieg hinein. Wenn sie das Wurmloch nicht entdeckt und auf der anderen Seite des Gamma-Quadranten nicht für Provokationen gesorgt hätte, wäre es vermutlich nie dazu gekommen. Der Krieg hat das Imperium geschwächt. Und Shinzon und seine remanischen Alliierten haben diese Schwächen ausgenutzt, um ihren feigen und blutigen Putsch durchzuführen. Romulus wurde immer schwächer. Aber das reichte der Föderation nicht.*

Natürlich hat sie immer schon andere Mittel genutzt, um uns zu attackieren. Sie greift nicht offen an; das entspricht ihr nicht. Sie nutzt andere, perfidere Mittel. Sie greift uns indirekt und über Umwege und Dritte an. Sie

vernebelt uns die Sinne. Heuchelei, alles Heuchelei, die die Großmacht- und Vernichtungsfantasien bemäntelt. Anschließend schaut sie zu, wie ihr ältester Widersacher niedergeht, sich in inneren Konflikten verliert, sich auflöst. Und dann ist er da, der perfekte Moment, um den Untergang zu beschleunigen. Ein romulanischer Staat mit herausgerissenem Herzen, seine Armada in Trümmern und sein Volk in alle Winde zerstreut, ohne Aussicht auf einen Wiederaufstieg. Das ist es, was unsere Feinde stets wollten. Ihr großer Traum hat sich erfüllt.

Stellen Sie sich vor, Tomalak: Vor vielen Jahrhunderten trugen wir die romulanische Flagge bis an die Tore der terranischen Heimatwelt, brannten alles auf dem Weg nieder und versetzten Generationen in Angst und Schrecken. Nun ist das Imperium in einem erbärmlichen Zustand und die alten Feinde nutzen dies aus. Wir sollen für den Mut unserer Ahnen büßen.

Die Transferkapsel rastete ein. Die Tür öffnete sich mit leisem Zischen. Tomalak straffte seine Gestalt und trat aus der Kabine in einen langen, rechteckigen Raum aus dunklem Gestein. Die niedrige Decke und die behängenen Wände ließen ihn vergleichsweise eng wirken. Fackeln brannten in Kohlepfannen, warfen ein schummeriges Licht, in dem die Schatten groß waren und tänzelten. Flüchtig glitt Tomalaks Blick über die große Sammlung

aus Schwertern und Schilden und anderen Gegenständen des Kampfes, in die kaum mehr lesbare romulanische Runen eingraviert waren und von hohem Alter zeugten.

Soweit Tomalak es in Erinnerung hatte, hatte Kameron sich bewusst dafür entschieden, seine Herrschaftsräume nicht mehr in Anlehnung an den einstigen Prätorienpalast auf Romulus zu gestalten. Er hatte Wert darauf gelegt, den provisorischen Charakter seiner neuen politischen Wirkensstätte zu betonen, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, was unwiederbringlich verloren gegangen war, und dass es nicht die Zeiten waren, in denen sich der Prätor mit Prunk und Protz umgab, sondern Bescheidenheit und Verzicht übte.

Wir sind nun wieder die Puritaner von einst., hatte Kameron einmal nachdenklich gesagt. *Vielleicht ist es unser Schicksal, diese Diaspora immer und immer wieder zu durchleben, seit Karatek und seine Jünger Vulkan verließen. Über so viele Generationen trugen wir den Verlust über unsere einstige Heimat in den Herzen, und dann wird uns auch jener Ort entrissen, den wir uns als neues Zuhause auserwählt hatten.*

Am hinteren Ende des Raums saß Prätor Kameron auf einem Thron, der auf einer Art Podium stand. Zwei wei-

tere Mitglieder der Prätorengarde hielten rechts und links von ihm Wache.

In angemessener Entfernung blieb Tomalak vor dem Thron stehen und wartete – in aufrechter, aber dennoch entspannter Haltung. Er stand da in der formalen Offizierspose; die Beine leicht gespreizt, den Rücken gerade, die Schultern gestrafft, den Blick geradeaus gerichtet, die Arme in Gürtelhöhe verschränkt, wobei die rechte Hand den linken Unterarm umfasste.

„Ich dachte, das hatten wir bereits, Admiral Tomalak.“, sagte der Prätor unbeeindruckt. „Ich gebe nicht viel auf diese rituelle Begrüßung. Jedenfalls...*jetzt* nicht mehr.“

Er ist wieder von Schwermut erfasst., ging es Tomalak durch den Kopf. Er sah es dem Anderen an. In den vergangenen Wochen beobachtete er bei Kamemon starke Gemütsschwankungen. Mal schöpfte er Hoffnung und wirkte geradezu euphorisch, dann war er wieder am Boden zerstört und antriebslos, wenn schlechte Neuigkeiten eintrafen. Aufgrund dieser starken emotionalen Ausschläge, die ihn unberechenbar machten, war es zurzeit nicht ganz einfach, ihm mit Rat zur Seite zu stehen.

Tomalak würde nie jenen Tag vergessen, an dem er Kamemon hatte mitteilen müssen, dass die Nova ausgebrochen war. Kamemon war zunächst erstarrt und leichenblass geworden; dann hatte er einen Tobsuchtanfall bekommen. Wie ein Sturm hatte er durch seine Gemäcker gefegt und diese vollkommen verwüstet. Als es nichts mehr gegeben hatte, das hatte zu Bruch gehen können, hatte er einen lang gezogenen Schrei ausgestoßen, der so grässlich gewesen war, dass Tomalak auch jetzt noch die Nackenhaare abstanden, wenn er daran zurückdachte. Anschließend war Kamemon in sich zusammengesunken und hatte wie ein Häuflein Elend aus dem Fenster gestarrt. *Es ist eine bittere Ironie.,* hatte er gesagt. *Wir hätten die Herren der Galaxis sein können. Wir hätten es wirklich sein können. Mit diesem Borg-Würfel, der uns zugefallen ist. Doch stattdessen entpupp-te er sich als wertlos und tot. Unsere besten Ingenieure finden bis heute keinen Zugang zu seiner Technologie, keine Möglichkeit, ihn zu aktivieren. Und so schlummerte dieser Koloss in unserer dunkelsten Stunde vor sich hin, während er uns mit seinem Innenleben gewiss hätte helfen können, mit dieser Krise fertigzuwerden. Meine Regentschaft ist schon jetzt getränkt mit dem bitteren Saft des Scheiterns, Tomalak. Des ultimativen Scheiterns. Ich habe diesen Thron nie gewollt, und jetzt erkenne ich, dass ich auf mein Herz hätte hören sollen.*

Tomalak kehrte ins Hier und Jetzt zurück und entblöbte ein zurückhaltendes Lächeln. „Rituale sind wichtig, mein Prätor. Sie geben uns Halt. Wir sollten auf dem Weg in die Zukunft nicht alle von ihnen aufgeben.“

Mit einigem Zögern nickte Kamemon. „Das klingt weise. Vielleicht haben Sie Recht. Was gibt es zu berichten?“

Tomalak hielt kurz inne. „Ich fürchte, auch diesmal bringe ich Ihnen keine erfreuliche Kunde.“, ließ er sich dann mit fester Stimme vernehmen. „Möglicherweise ist es so, dass die Dinge erst noch etwas schlimmer werden müssen, bevor sie sich wieder bessern. Und doch garantiere ich Ihnen, mein Prätor: Sie *werden* sich bessern.“

Der Mann auf dem Thron wirkte in Vorahnung dessen, was ihm gleich dargelegt würde, wie vorzeitig gealtert. Leise seufzte er. Es war ein langes Seufzen, mit dem er zugleich ein Stück seiner Lebenskraft auszuhauchen schien. „Bitte, kommen Sie ruhig zur Sache. Schonen Sie mich nicht. Klingonen, die unseren Vorgarten verwüsten und Gebiete aus unserem Hoheitsraum an sich reißen wie *Pacilla*-Hyänen das Fleisch aus ihrer Beute... Was könnte jetzt noch viel schlimmer sein?“

Tomalak nahm ihn beim Wort. Er hätte es als Zeichen der Schwäche gesehen, wenn er die Dinge künstlich be-

schönigt hätte. „Die Zweite und Siebte Flotte haben damit begonnen, den Glintara-Sektor abzuriegeln. Das Schiff, das sie anführt, ist der Schlachtkreuzer *Valdore*, unser Flaggschiff.“

Kamemon lachte, weit entfernt von Humor. Das Geräusch, das er ausstieß, zeugte davon, dass ihn diese Neuigkeit doch mehr beeindruckte als er Tomalak gerne glauben lassen wollte. „Donatra.“, säuselte er. „Diese Schlange hat es also schließlich getan. Sie hat sich gegen mich verschworen. Sie will mich unbedingt tot sehen und selbst die Macht an sich reißen.“

„Suran hat sie vieles gelehrt, bevor ihn das Ende ereilte.“, erwiderte Tomalak, und Erinnerungen flackerten in ihm auf.

Suran war über längere Zeit ein Rivale von Tomalak gewesen. Beide hatten innerhalb des romulanischen Militärs auf unterschiedlichen Seiten gestanden. Während Tomalak ein Zögling von Flotten-Admiral Mendak gewesen war, hatte Suran unter Korot gedient. Der Dualismus zwischen Mendak und Korot hatte mehr als eine Dekade angehalten und gelegentlich zu Konflikten und Blockaden innerhalb der Militärhierarchie geführt. Erst als der clevere Neral Prokonsul und später Prätor wurde, konnte der Kleinkrieg in den Reihen des Militärs auf Eis

gelegt werden¹. Die tiefe Antipathie zwischen Tomalak und Suran war indes bis zum Tod des letzteren geblieben.

„Wir sollten Donatra ernst nehmen. Doch ich versichere Ihnen, mein Prätor: Wir werden sie schlagen. Diese feige Erhebung wird keinen Erfolg haben.“

Tomalak musste zugeben, dass er den Einfluss unterschätzt hatte, den Donatra – und bis zu seinem Tod auch ihr Mentor – auf jene Frauen und Männer ausübte, die früher unter ihr gedient hatten. Fast ausnahmslos war jeder Kommandant der Zweiten und Siebten Flotte ihrem oder seinem alten Vorgesetzten treu geblieben. Erst aus rückwärtiger Sicht erkannte Tomalak, wie genial es von Donatra und Suran gewesen war, über ihren Einfluss im Militär dafür zu sorgen, dass in bestimmten Flotten nur ihnen verbundene Offiziere zu Befehlshabern gemacht worden waren. Seit Shinzons Staatsstreich hatte Donatra tief gegraben und ihre Machtposition innerhalb der Navy weiter gefestigt – mit Erfolg, wie sich herausstellte.

¹ Weitere Hintergründe hierzu sowie zur politischen Neuaufstellung der Romulaner im Jahr 2365 finden sich in meinem Roman *Strategic Decision*:

<http://www.startrek-companion.de/STC2008/download/powerpoldownload/Strategic%20Decision.pdf>

„So viele Jahrhunderte, in denen unzählige Prätores sich auf die bedingungslose Loyalität und den Gehorsam des Militärs verlassen konnten, und jetzt bricht dieses alte Gesetz auf. Ein Schisma im Militär, ein romulanischer Bruderkrieg...“ Kamemon fasste sich an die Schläfe, als plage ihn fürchterlicher Kopfschmerz. „Mir bleibt scheinbar *nichts* erspart.“

„Mein Prätor, es sind schwere Zeiten für das Imperium und für Sie. Aber Sie müssen es von der anderen Seite her betrachten...“, versuchte Tomalak ihn zu ermutigen. „Ihnen bietet sich hier die Gelegenheit, als der Mann in Erinnerung zu bleiben, der das Imperium vor dem langen Sturz bewahrt hat. Der es neu errichtet, es von neuem her begründet hat. Ein Mann für die Geschichtsbücher.“

Wieder lachte Kamemon auf. Es klang ungläubig. „Und Sie glauben wirklich, ich könnte dieser Mann sein?“

„Ich weiß, dass wir gemeinsam viel erreichen können. Ihre Regentschaft wird seine Blüte noch vor sich haben, wenn Sie Mut fassen und sich nicht der Verzweiflung ergeben.“

Tomalak beobachtete, wie Kamemons Blick nervös im Saal umher fuhr. Dann stand er auf und nahm ein nahe gelegenes Ehrensword von der Wand, betrachtete es

lange. „Sie glaubt, den Geruch des Todes dieses Imperiums wahrzunehmen.“, raunte er. „Aber es *ist* noch nicht tot.“

Als er sich an Tomalak wandte, lag wieder Feuer in seinen Augen. „*Ich* bin der rechtmäßige Prätor – niemand sonst!“ Er zeigte mit dem Finger auf Tomalak. „Hören Sie, Admiral: Ich möchte, dass Sie sie vom Angesicht dieser Galaxis *tilgen*. Haben Sie mich verstanden, Tomalak? Mobilisieren Sie Ihre Streitkräfte und schicken Sie sie Richtung Glintara. Ich will, dass Donatra und ihre feige Bande in stellare *Asche* verwandelt werden!“





13. Februar 2387

Erde, Paris

Sie hatten sich in ein kleines, unscheinbares Café im Herzen des 17. Arrondissement zurückgezogen, das an diesem Morgen nur von einigen Leuten frequentiert war. Garmon war zum letzten Mal hier gewesen, als ihr Lebensgefährte Eugene vor einem Jahr mit ihr Schluss gemacht hatte. Eigentlich reichlich merkwürdig, dass sie jetzt gerade auf diese Lokalität gekommen war. Auf jeden Fall bestand hier die Möglichkeit, ungestört zu reden.

Garmon zog ihren Mantel aus und nahm in der gemütlichen, aber altmodischen Sitznische Platz, über der ein

altes, gerahmtes Plakat hing, das einen Film namens *Le fabuleux destin d'Amélie Poulain* anpries. Kino und Fernsehen waren etwas für spezielle Liebhaber früherer Jahrhunderte, aber Garmon meinte sich zu erinnern, dass der Besitzer des kleinen Cafés in diese Kategorie fiel.

Sanders tat es ihr gleich und ließ sich auf der anderen Seite des Tisches nieder, allerdings behielt er seine abgetragene Lederjacke an. Fast augenblicklich rückte ein Kellner an, und Sanders bestellte sich einen Café au lait, woraufhin sich Garmon kurzerhand anschloss. Sie war nun wirklich nicht in der Stimmung, darüber zu grübeln, was sie essen oder trinken wollte. Nach wie vor war sie sich unsicher, ob es richtig gewesen war, diesen Mann nicht auf der Stelle abzuschütteln und schnurstracks nachhause zu gehen. Nun *hatte* sie sich aber so entschieden und musste herausfinden, was er überhaupt von ihr wollte.

Immerhin hatte sie über ihr Mobilgerät eine schnelle, unauffällige Abfrage durchgeführt und sich bestätigen lassen, dass ein Captain George Sanders tatsächlich in der Sternenflotte diente. Er kommandierte ein Raumschiff namens *U.S.S. Malinche*, einen generalüberholten Kreuzer der *Excelsior*-Klasse. Dem kurzen, allgemeinen Eintrag zufolge hatte er sich seine Sporen vor allem bei

der Durchsetzung des Friedensvertrags mit den Cardasianern und während des Dominion-Kriegs verdient.

Als der Kellner wieder abgezogen war, faltete Garmon die Hände auf dem Tisch und betrachtete den ihr gegenüber sitzenden Sanders. „Hören Sie...“, sagte sie nach einem Räuspern. „Normalerweise bin ich es nicht gewohnt, dass jemand unbedingt mit mir reden will. Verstehen Sie? Die Leute drängen sich mir nicht gerade auf. Meistens bin *ich* diejenige, die Anderen hinterher rennt.“

Sanders zog einen Mundwinkel hoch. „Kann ich mir vorstellen. Bei dem Ruf, der Ihnen naheilt, allemal.“

„Und dass ein Captain der *Sternenflotte* mit mir ins Café geht, nun, das ist mir *wirklich* noch *nie* passiert.“, fügte sie hinzu.

Er nahm es gelassen hin. „Gibt für alles ein erstes Mal.“

Die beiden Café au lait kamen schnell. Garmon nippte symbolisch an ihrem, während sie zusah, wie Sanders einen ordentlichen Schuss Zucker in seiner Tasse versenkte und anschließend mit Akribie den Löffel kreisen ließ.

„Also, dann lassen Sie die Katze mal aus dem Sack, Captain. Weshalb haben Sie mich aufgesucht?“

Zuerst ging er mit einem flüchtigen Blick sicher, dass ihnen niemand zuhörte. Ein wenig gedämpft sagte er: „Frei und frank heraus: Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile, Miss Garmon. Und die Wahrheit ist: Ich finde Sie interessant.“

„Interessant?“ , wiederholte sie leise, rollte die Augen und gluckste leise. „Spontan schließe ich mal aus, dass ein ehrwürdiger Captain der Sternenflotte mich auf eine so billige Weise anbaggern würde. Sie sind doch kein Stalker oder sowas?“

Der Kommentar brachte ihn nicht im Geringsten aus dem Konzept; der Mann war offensichtlich ein Profi. Sogleich kam sich Garmon ein wenig tölpelhaft für ihre flapsige Bemerkung vor.

„Interessant im Hinblick auf Ihre Biografie, auf Ihre Erfahrungen. Und Ihre Ansichten. Und nein: Ich bin *kein* Stalker.“ , meinte Sanders und schlürfte seinen Café au lait, woraufhin er die Tasse wieder auf dem Unterteller absetzte. „Ich weiß, dass Sie seit geraumer Zeit ziemlich unzufrieden sind, wie die Dinge in der Föderation laufen. Die Entscheidungen, die von unserer politischen Führung getroffen werden.“

Garmon stockte kurz. Hatte dieser Captain sie beschattet? Wieso schien er so gut über sie Bescheid zu wissen?

Gut, sie war keine Unbekannte, und ihre Artikel und ergänzenden *Star Herald*-Podcasts ließen sich überall im Fed-Net finden, doch es war trotzdem unangenehm, dass sich jemand so mit ihr zu beschäftigen schien – aus welchen Gründen auch immer.

Sie blies sich eine widerspenstige Strähne aus dem Gesicht. „Und woher wollen Sie das so genau wissen, wenn ich fragen darf?“

Er lehnte sich leicht vor, und seine blauen Augen wurden größer. „Ich bin nicht weltfremd, Miss Garmon. Zufälligerweise kann ich lesen und weiß, was Sie schreiben...und viel mehr noch: wie Sie sich auf Pressekonferenzen und in Interviews äußern. Ich kenne die kritischen Fragen, die Sie stellen. Es sind *mutige* Fragen. Und Sie stellen sie zu Recht.“

Ein bitterlicher Ausdruck huschte über ihr Gesicht. *Was soll's...*, dachte sie. *Er kann es ruhig erfahren, wer immer er genau ist. Ich bin sowieso fertig damit.*

„Ich *habe* sie gestellt.“, korrigierte sie ihn. „Jetzt nicht *mehr*.“

Sanders runzelte fragend die Stirn.

„Das geht Sie zwar nicht wirklich etwas an, aber... Meine Chefredakteurin hat mir gerade den Laufpass gegeben.“

„Es tut mir sehr leid, das zu hören.“, entgegnete er.
„Das ist –...“

Ihre Hand fuhr abwehrend durch die Luft. „Ich *brauche* kein Mitleid, wirklich, und ich brauche es schon mal gar nicht von Ihnen. Es ist so, wie es ist.“

„Sie sollten es positiv sehen.“, sagte Sanders. „Vielleicht ist das genau richtig so. Vielleicht gibt es ja bessere Möglichkeiten, Ihre Talente einzusetzen.“

Garmon lachte auf, ohne dass irgendetwas witzig war. Er hatte so geklungen, als habe er irgendetwas Bestimmtes mit seinem Rat im Sinn. „Was wollen *Sie* eigentlich über meine Talente wissen, hm? Falls das so eine Rekrutierungsmaschine ist: Es wird nicht funktionieren. Außerdem fiele mir keine einzige Eigenschaft von mir ein, mit denen ich der Sternenflotte von Nutzen sein könnte...abgesehen davon, dass ich zu alt sein dürfte.“

Er nahm erneut einen Schluck seines Kaffees und strahlte weiterhin eine Entspanntheit aus, als habe er den leicht gereizten Tonfall in ihrer Stimme überhört. „Ich fürchte, Sie sind auf dem Holzweg, Miss Garmon. Es

geht hier nicht um die Sternenflotte, und es geht auch nicht um Rekrutierung.“

„Sondern?“ Sie legte fragend den Kopf an. „Worum geht es *dann*? Inwiefern könnte es für Sie interessant sein, mit irgendeiner Ex-Journalistin diese Unterhaltung zu führen?“

Sanders hielt inne. Dann griff er in die linke Tasche seiner Jacke und legte ein kleines Objekt zwischen sie beide auf den Tisch, in der Größe einer Streichholzpackung. Er betätigte einen kleinen Knopf, und das Ding leuchtete einmal grün auf. Aus ihrer Zeit im Palais de la Concorde kannte Garmon diese Geräte zu Genüge. Es war ein schwacher Störsender, der das Abhören vertraulicher Gespräche verhindern sollte. Sternenflotten-Standardausführung.

Jetzt wird's interessant, schätze ich...

„Worum es geht...“ Er kratzte sich an der Schläfe und wirkte für einen Moment sehr nachdenklich. Sein kurzzeitig verloren wirkender Blick wanderte hinab in seine Kaffeetasse, dann an der damastbezogenen Wand entlang und hinauf zur Decke, ehe er wieder zu Garmon zurückkehrte. „Prinzipien. Moral. Verantwortung. Integrität. Rechtschaffenheit. Suchen Sie sich einen Begriff aus. Es sind Begriffe, die heute in der Politik der Födera-

tion nur noch als Fassade vorkommen, als reine Kulisse...oder als Lippenbekenntnisse. Es werden ritualhaft schöne Worte verwendet, und wir sind gut darin, uns mit Traditionen daran zu erinnern, wie großartig wir sind. Aber im Unterschied zu früheren Tagen sind das alles Hülsen ohne Inhalt. Wir *leben* nicht mehr nach dem, was unsere Vorfahren in unsere gemeinsame Verfassung geschrieben haben. Der *Geist* der Föderation ist dabei, zu verblassen...und zu sterben.“

Seine Worte hatten sie nicht nur überrascht, sondern auch in den Bann gezogen. Die *Art*, wie er sie ausgesprochen hatte. Es bestand ein gewisser Kontrast zwischen der vermeintlichen Abgeklärtheit, mit der er sie vortrug, und der Ausdruckstärke und Zugespitztheit, die ihnen innewohnte. Damit hatte sie ganz bestimmt nicht gerechnet.

„Ist das Ihre Meinung als Offizier der Sternenflotte?“, wollte sie wissen und merkte, wie ihre Stimme leicht nervös vibrierte.

„Sehen Sie etwa eine Uniform an mir? Ich bin als Privatperson hier.“

Mit einer Kinnbewegung verwies sie auf den Störsender. „Die Tatsache, dass Sie diesen kleinen Gizmo hier mitgebracht haben, sagt mir, dass Sie – auch wenn Sie

auf eine Uniform verzichten – gegen eine gewisse Political Correctness verstoßen.“

„Ist das so? Ich vermute mal, in Ihrer Gesellschaft bin ich mit politisch nicht ganz korrekten Aussagen nicht allein.“

Er hat sich mit Dir befasst., dachte sie. Daran konnte nun kein Zweifel mehr bestehen.

Garmon zuckte die Achseln. „Was möchten Sie von mir?“

„Wie ich gesagt habe: Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten, mehr nicht.“

Eine Sekunde überlegte sie, ob sie dieses Gespräch fortsetzen wollte; ob sie es fortsetzen *sollte*. Doch genau genommen hatte sie nicht mehr viel zu verlieren. Sie war jetzt – ganz wie der Mann, dem sie gegenüber saß – als Privatperson hier. Ihre Meinung würde sie sich nicht verbieten lassen, und wenn sie ehrlich war, war sie viel zu neugierig, was er im Schilde führte.

Schwermut ergriff Besitz von ihr, als ihr wieder die Nachricht ihrer Chefredakteurin in den Sinn kam. „Manch einer wirft mir vor, ich wär' auf einem persönlichen Rachefeldzug gegen die Präsidentin unterwegs.“

Aber das ist nicht wahr. Olivia Quest ist nur eine Frau, die sich in den richtigen Momenten clever anstellt. Ich glaube nicht mal, dass sie eine rechte Überzeugungstäterin ist. Nein, sie ist eine Pragmatikerin durch und durch. Eine Dealmacherin. Sie ist politisch hundertprozentig flexibel. Felsenfeste Überzeugungen sucht man bei ihr lange. Was sie aber besitzt, sind nahezu seismografische Fähigkeiten für die Stimmungen in der Bevölkerung. Zu was macht sie das? Zum Symptom eines viel größeren Übels, mit dem wir hier konfrontiert sind.

Denn das eigentliche Problem sind wir *alle*. Diese Gesellschaft, die es erlernt hat, sich einer selektiven Wahrnehmung hinzugeben. Wir wollen felsenfest glauben, dass wir noch eine ehrbare Gemeinschaft sind...weil wir all unsere Taten ausblenden, die dem eklatant widersprechen. Fast wie ein Kobali, der einen Teil seines sechslappigen Gehirns einfach auf Befehl ausknipsen kann...und alles, was da drin lagert an Gedanken und Erinnerungen.

Wissen Sie, ich hab' an diese Föderation *geglaubt* – aus tiefstem Inneren. Ich war überzeugt von dem, wofür sie stand. Von dem, was sie *repräsentierte*. Aber jetzt..." Sie schüttelte langsam den Kopf. „...erkenne ich sie nicht wieder. So vieles von dem, was sie sein müsste, scheint verloren gegangen zu sein. Ich weiß nicht genau, *wann*

diese Entwicklung einsetzte, aber zumindest weiß ich, wann die Föderation nicht mehr sie selbst war. In dem Moment, als sie entschied, die Hilfsmission für die Romulaner einzustellen...und durch ihr Nichtstun Milliarden zum Tode verurteilte. Ab da waren wir nur noch eine Macht wie alle anderen, die sich lediglich für sich selbst interessiert.“

Auf dem Tisch ballte sie ihre Hand zur Faust, als neuerliche Wut sie zu überkommen drohte. „Und jetzt? Was sind wir *jetzt*? Nachdem wir Flüchtlinge wie räudige Köter an der Grenze abgeschossen haben, sind wir sogar *noch* schlimmer geworden.“ Ihr Gesicht wurde zur verächtlichen Grimasse. „Es gab Zeiten, da hat die Föderation das Fremde, das Andersartige willkommen geheißen. Nun drehen wir uns nur noch um uns selbst; was außerhalb unserer Grenzen los ist, interessiert uns nicht... Und wenn es zu nah kommt, dann sehen wir es als Bedrohung. Wir sind *verwerflich* geworden.“

Seine Reaktion ließ zunächst auf sich warten. Er sah sie lange an, einen stummen, bedauernden Ausdruck in den Augen. Wieder spürte sie instinktiv, dass von diesem Mann keine Gefahr ausging, dass er sie nicht hinters Licht führen wollte. „Ja, das sind wir.“, antwortete er dann. Zum ersten Mal, seit sie miteinander sprachen, war seine Stimme von deutlicher Niedergeschlagenheit

erfüllt. „Manch einer würde sagen, wir sind das geworden, was wir immer bekämpft haben. Unser schlimmster Feind. Ein egoistischer, bequemer, gleichgültiger Staat, der aufgrund seiner schieren Größe und Macht den Luxus hat, nur noch vor der eigenen Haustür zu kehren...und den Rest der Galaxis zum Teufel gehen zu lassen.“

Garmon hatte keine Ahnung, wohin diese Unterhaltung führen würde, doch sie fühlte, dass er ihr aus dem Herzen sprach. „Wissen Sie, in den letzten Jahren ist mir eines bewusst geworden: Wir mögen *noch* so tolle, ruhmreiche Institutionen, eine *noch* so fortschrittliche und utopische Demokratie erschaffen haben. All das kann wieder zerstört werden. Aber nicht durch böartige Imperien und kybernetische Kollektive, sondern durch *uns selbst*. Weil wir es *zulassen*. Es beginnt damit, dass wir unsere Werte nicht mehr so ernst nehmen, nicht mehr zu unseren Versprechen stehen. Und dann geht es damit weiter, dass wir Entschuldigungen finden, uns in Selbsttäuschung flüchten und unsere Verantwortung auf andere abwälzen.“

Sie biss die Zähne zusammen, und ihr Kiefer malmete. Garmon vernahm, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte, als neuerliches Adrenalin sie durchströmte. „Wir töten diese Zivilisten an der Grenze, aber die romulanische

Regierung ist ja schuld. Es sind *ihre* Toten. Nein, *wir* haben diese Leben ausgelöscht. Dieses Blut klebt an *unseren* Händen. Was sind wir doch für Heuchler geworden.“

Sanders hatte sie aufmerksam angehört. „Mit dem ersten Glied ist die Kette geschmiedet.“, brachte er leicht gedankenverloren hervor. „Das hat mal ein großer Mann namens Aaron Satie gesagt. Er meinte den verhängnisvollen Weg, wenn man beginnt, seine Grundsätze Stück für Stück aufzugeben...und wo man eines Tages damit landen könnte.“

„Ich weiß nicht, *wo* die Föderation eines Tages landet.“, griff Garmon auf. „Aber ich sehe, wohin sie sich entwickelt hat. Sie hat die Glut in ihrem Herzen verloren. Sie steht nicht mehr für das ein, was ihr angeblich über alles geht. Unveräußerliche Rechte humanoiden Lebens... Interstellare Flüchtlingskonvention... Das Asylrecht... Das sind Dinge, die schwarz auf weiß in der *Charta* der Föderation stehen.“ Sie ächzte fatalistisch. „Wir haben die Galaxis enttäuscht und im Stich gelassen, während wir uns selbst betrogen haben, wir hätten doch alles in unserer Macht Stehende unternommen. Wir sind selbstgefällig und träge geworden. Und nun... Nun hat sich gezeigt, dass wir sogar bereit sind, Leben zu *nehmen*, wenn wir uns dadurch ‚das Elend der Galaxis‘, wie es inzwischen heißt, vom Hals halten können. Nein, das

ist keine bewundernswerte, fortschrittliche Zivilisation – das ist eine Tragik und eine einzige Schande.“

Garmon versuchte sich zu mäßigen, wenngleich es ihr schwer fiel. „Wenn die Föderation sich nie aus dem romulanischen Raum zurückgezogen hätte, wäre all das vielleicht nie passiert. Wir hätten einen humanitären Auftrag gehabt und die Versprechungen umgesetzt, die wir den Romulanern gaben. Es hätten viele Millionen mehr gerettet werden können, und die Flüchtlingsbewegungen, die wir heute sehen, wären womöglich frühzeitig verhindert worden. Und es wäre nie das Machtvakuum entstanden, das die Klingonen heute nutzen, um sich Stücke des romulanischen Raums einzuverleiben. Aber da hört es nicht auf: Es ist uns *egal*, was die Klingonen anrichten. Wir sind bereit, wegzusehen. Und wer weiß, wie es weiter gehen wird.“

Sanders betrachtete sie. „Ich teile das, was Sie sagen. In jeder Hinsicht.“

„Na, wie schön.“, sagte Garmon zynisch und hob andeutungsweise ihre Tasse. „Dann können wir jetzt unseren Frust gemeinsam begießen. Was wollen wir uns als nächstes bestellen? Scotch? Oder doch etwas Stärkeres? Andorianisches Ale vielleicht?“ Sie ächzte. „Tut mir Leid, aber viel besser fühle ich mich dadurch auch nicht, und

ehrlich gesagt sehne ich mich nach einer heißen Dusche.“

Er blieb gelassen und sah so aus, als wäre er noch nicht zum Kern seines Anliegens vorgestoßen. „Sie stehen ein für das, wovon Sie überzeugt sind, Miss Garmon. Außerdem haben Sie früher in der Entwicklungshilfe gearbeitet und bringen hier überaus wertvolle Erfahrungen mit – Erfahrungen, die im Zweifel Leben retten können... Und Sie verstehen das schriftstellerische Handwerk. Wichtiger noch: Sie können die *Herzen* der Leute bewegen. Soweit es mich betrifft, sind das schon gleich *drei* triftige Gründe, warum Sie interessant sind.“

Diesmal war sie nicht mehr überrascht, dass er offenkundig so viel über ihren Werdegang wusste. Über ihren Ausbildungshintergrund in der Wiederaufbau- und Flüchtlingshilfe, bevor sie das Metier gewechselt hatte und in den Journalismus gegangen war. Garmon schälte den Blick. „Interessant für *wen*?“

Ein paar Sekunden verstrichen zwischen ihnen.

„Es gibt eine Gruppe, die sich derzeit formiert. Sie ist noch klein und überschaubar, aber sie wächst schnell.“

Ein wenig geheimnisvoll für ihren Geschmack. Andererseits zeigte dieser Mann ein ausgeprägtes Gespür für

Dramatik und Offenbarung. Beinahe wie ein Romancier oder ein Theaterdramaturg. „Über was für eine Gruppe sprechen wir hier?“

„Personen wie Sie und ich.“, sagte Sanders. „Aus den unterschiedlichsten Bereichen und Richtungen. Personen, die enttäuscht sind von dem, was aus dieser Planetenunion geworden ist, die sich – wie Sie selbst gesagt haben – dafür schämen...und beschlossen haben, nicht länger hinzunehmen, was geschieht, sondern etwas zu unternehmen.“

Sein Blick erhielt etwas Beschwörendes. Garmon sah das Leuchten in seinen Augen. „Wir können die Toten, die diese Föderation passiv und aktiv zugelassen hat, nicht zurückholen...aber wir können etwas dafür tun, dass denjenigen Hilfe zukommt, die sie am nötigsten brauchen. Und glauben Sie mir: Es *gibt* diese Leute. Sie sind da draußen, in großer Zahl. Wir mögen zwar nicht die Föderation ersetzen und schon gar nicht können wir ihre Fehler wieder gutmachen, aber...“ Er unterbrach sich und blinzelte. „Wie schrieben Sie einst in Ihrem Reisebericht? Wir können uns nach dem Guten richten und an die Potenziale glauben – an die Potenziale von *uns allen*. Und dann – *nur* dann – können wir wahrhaft bessere Menschen sein.“

Er bezog sich auf den leitenden Grundsatz der Hebetianer. Sie hatte ihn nie vergessen. Sanders hatte tatsächlich ihr Buch über ihre Zeit auf Cardassia Prime gelesen. Sie spürte ein seltsames Vertrauen zu ihm keimen. Zum ersten Mal begriff sie so richtig, was für ein großes Risiko er einging, indem er dieses Gespräch mit ihr führte. Und er führte es ohne Scheuklappen.

„Sie haben auch noch etwas anderes in einem Ihrer Texte geschrieben. Sie haben einen antiken romulanschen Denker zitiert. Er sagt: ‚Viel schlimmer als der Tod der körperlichen Materie ist der Tod der Hoffnung, der – ...‘“

„...der Tod der Träume.“, unterbrach ihn Garmon und führte das Zitat zu Ende. „Vor dieser Gefahr dürfen wir niemals kapitulieren.“ G'Kar. Eine neuerliche Welle starker Gefühle schwappte über sie hinweg. „Was genau versprechen Sie sich von mir? Was haben Sie mit mir vor?“

Vorsichtig legte er seine Hand auf die ihre, warm und kräftig. Es war keine aufdringliche Geste, sondern sie unterstrich seine sanfte, aber bestimmte Art. „Ich möchte Ihnen ein Angebot machen. Lassen Sie mich Ihnen etwas zeigen. Etwas, wovon Sie sich ein eigenes Bild machen sollten. Und dann möchte ich, dass Sie in Ruhe

nachdenken und Ihre Entscheidung treffen. Ich zwingen Ihnen nichts auf, das ist ein Versprechen. Bitte begleiten Sie mich.“

„Wohin?“

„Ins ehemalige Operationsgebiet der Föderation im romulanischen Raum. Wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie selbst früher in der Nähe gewesen, auf Vashti.“

„Sekunde.“, wandte Garmon ein. „Eine Sekunde. Dafür müssten wir durch die Neutrale Zone und in romulanisches Gebiet eindringen. Und der Aufenthalt dort ist inzwischen illegal.“

„Seien Sie unbesorgt.“, entgegnete Sanders. „Dort, wohin ich mit Ihnen reisen möchte, ist *niemand* mehr, den das interessiert. Und ich gebe Ihnen das Versprechen, dass niemand Notiz von unserem kleinen Abstecher nehmen wird. Ich habe meine Mittel und Wege.“

Garmon las Aufrichtigkeit und Entschlossenheit in seinem Ausdruck. „Warum... Warum tun Sie das?“

„Weil ich auf der Suche nach denjenigen bin, die in Zukunft noch in den Spiegel blicken wollen. Genau wie ich.“





42

15. Februar 2387

Deep Space 12

Die *Lakota* hatte bei *Deep Space 12* festgemacht, um einige Crewmitglieder auszuwechseln und Ausrüstung zu erneuern. Ein Team des S.C.E. hatte zudem angekündigt, zusammen mit K'Mat, dem Chefsingenieur, ein paar dringliche Systemupdates vornehmen zu wollen. All das firmierte unter Routine.

Erika Benteen beschloss, dass es nach den zurückliegenden Wochen sicher keine schlechte Idee war, der Mannschaft etwas Auslauf auf der Station zu gönnen – jedenfalls jenen Crewmitgliedern, deren Anwesenheit an Bord derzeit nicht unbedingt erforderlich war. Obwohl

sie es bei Zwischenstopps normalerweise vorzog, auf dem Schiff zu bleiben und die Prozeduren zu überwachen, würde Benteen dieses Mal selbst eine kleine Ausnahme von ihrer Regel machen. Sie hatte einen Termin.

Um Null-Achthundert beamte sie an Bord der gewaltigen Raumbasis der *Watchtower*-Klasse. Sie war extra ein wenig früher hergekommen, weil sie das Bedürfnis verspürte, sich die Füße etwas zu vertreten. Benteen suchte die zentrale Parkanlage im Herzen der Station auf, in der es von dienstfreiem Stationspersonal und Durchreisenden nur so wimmelte. Dort schritt sie über gepflegte Hügellandschaften, vorbei an ebenso prächtigen wie echten Bäumen und Büschen und vielgestaltiger Flora von unterschiedlichsten Welten, plätschernden Brunnen, gewöhnungsbedürftigen Buddha-Skulpturen. Vögel flogen über die Köpfe der Passanten hinweg, und exotische Schmetterlinge steuerten die Blumenbeete an.

Das war definitiv sehr viel besser als das kleine, eher funktionale Arboretum der *Lakota*.

In der Ferne war die Skyline einer sichelförmig angeordneten Reihe von Geschäften und Wohnhäusern zu sehen, die im Halbkreis um den Mittelpunkt der Station angeordnet waren. Der künstlerische Aufwand der Architektur, die natürliche Formen wie Muscheln und Ho-

nigwaben imitierte, war enorm. Mindestens ebenso hoch war die Investition an Ingenieurskunst gewesen, um die Vorgaben der Architekten umzusetzen. Einige der Bauten waren fast zwanzig Stockwerke hoch und kratzten beinahe am simulierten Frühlingshimmel der riesigen Habitatebene.

Die Skyline war, wenn man ganz genau hinsah, teilweise von Unregelmäßigkeiten minimal verzerrt. Sie stammten von den Sensoren, die auf dem breiten zentralen Kern der Station angebracht waren, der eigentlich mitten durch die Anlage ging. Die zahlreichen Dioden projizierten um hundertachtzig Grad gedrehte Bilder von der Aussicht auf der anderen Seite des Kerns, damit aus allen Blickwinkeln die Illusion einer ungebrochenen pastoralen Aussicht erhalten blieb.

Entlang der sanften Steigungen, die die Grenzen des kreisförmigen Parkareals markierten, waren die Durchgänge verborgen, durch die man die Hochgeschwindigkeitsbahn der Station erreichen konnte. Die automatisierten Hängebahnen steuerten eine kleine Flotte von Fahrzeugen auf jeweils einer Ebene für jede der zwei Richtungen. Das System war so konfiguriert, dass die Bahnhöfe – die jeweils ungefähr zweihundert Meter voneinander entfernt lagen – alle zwei Minuten von einer Bahn besucht wurden.

Benteen ließ sich auf einer Bank nieder. In der Nähe hatte eine Schar von blutsjungen Sternenflotten-Offizieren gerade ein improvisiertes Frisbee-Spiel organisiert. Ihr Gelächter klang unschuldig, eine basale, ehrliche Freude am Miteinander. Diese Frauen und Männer standen gerade erst am Anfang.

Das Leben an Bord einer Sternenbasis., ging es Benteen durch den Kopf, während sie dem bunten Treiben um sie herum zusah, ohne sich auf ein bestimmtes Ziel zu konzentrieren. Sie fragte sich, weshalb dies nie für sie in Frage gekommen war. Die Aussicht, auf einem stationären Koloss wie DS12 zu leben und zu arbeiten, sie hatte es nicht einmal in Betracht gezogen, weil sie es von Anfang an auf den Posten des Raumschiff-Captains abgesehen hatte, so wie meisten angehenden Offiziere. Und doch fragte sie sich nun, wie ihr Leben als Kommandantin einer Station wie dieser wohl ausgesehen hätte, verglichen mit dem Kommando über die *Lakota*? Antworten zu finden war nicht ganz leicht, doch je mehr sie vor sich hin grübelte, desto schwerer fiel es ihr, sich zu entsinnen, warum sie den Befehl über eine Station nie wirklich ins Auge gefasst hatte.

Vermutlich hatte sie ein solches Kommando für eher langweilig gehalten und angenommen, dort werde sie zu einer Bürokratin, zur Managerin einer Großstadt im

Weltraum, die viel zu viel damit beschäftigt war, die kleine Welt im Innern zu organisieren und zusammenzuhalten als sich mit den Wundern des Weltraums zu befassen.

Die Wunder des Weltraums... Diese Worte kamen ihr plötzlich so hohl und leer vor. Eine bunte, schöne Seifenblase, die aufstieg und zerplatzte.

Mit einem Mal merkte sie, wie sich ihre Sichtweise geändert hatte, ja ihre ganze Perspektive hatte sich seltsam verschoben. Stationskommandantin zu sein, dachte sie jetzt, hatte durchaus große Vorzüge. Eine Stationskommandantin zog nicht in den Krieg – sie *verteidigte* ihre Festung, wenn diese angegriffen wurde. Eine Stationskommandantin war eine Hafenmeisterin, die innerhalb dieses Hafens viele Freiheiten besaß und nicht im selben Ausmaß der Befehlskette unterlag wie Captains an Bord von Raumschiffen, die allenthalben neue Order erhielten, mal hierhin und mal dorthin geschickt wurden, um zu tun, was immer man ihnen auftrug. Personen wie jener Commodore, der DS12 leitete, waren langfristig agierende, autarke Persönlichkeiten. Das war ein wichtiger Unterschied.

Eine Welle der Müdigkeit schwappte über Benteen hinweg. Sie fühlte sich ausgelaugt und ermattet, als wäre

sie plötzlich um etliche Jahre gealtert. Benteen lehnte sich gegen den Stamm eines breiten Baums, der direkt hinter der Bank stand und ihr als Lehne fungierte. Bleierne Schwere legte sich auf ihre Augenlider, und sie gestattete es sich, sie für einen Moment zu schließen. Die Geräusche im Hintergrund verschwammen zu etwas Fernem, so wie ein Planet, den man verließ, am galaktischen Gestirn zu einem kleinen Punkt zusammenschmolz. Benteens Geist dämmerte weg.

Die Schiffe sind nun in Sichtweite.

Ich habe wohl noch nie so viele gesehen...

Offenbar wollen sie durchbrechen.

Wir haben den ausdrücklichen Befehl, das Feuer zu eröffnen, sobald sie die Demarkationslinie überqueren...

Eine Stimme überlagerte die Echos in ihrem Kopf. „Kosmische Gedanken, Captain?“, fragte sie. Die Stimme klang vertraut.

Ein Knall folgte. Blitze. Das Aufzucken von Phasern. Das Glühen von Torpedos. Explosionen.

Im nächsten Augenblick fuhr Benteen hoch und riss die Augen auf. Da begriff sie, wen sie vor sich hatte. Ein gut

aussehender, hochgewachsener Mann stand vor ihr, dessen rote Uniform ihn in Kombination mit seinen vier goldenen Pins als Captain auswies. Obwohl Samuel Lavelle inzwischen über vierzig Jahre alt war und sein dunkelbraunes Haar an den Schläfen graue Vorhöfe zu bilden begann, hatte er sich etwas Jungenhaftes bewahrt – selbst, wenn inzwischen ein gepflegter Henri Quatre sein Gesicht zierte. Er sah gut aus, so wie immer, und er lächelte Benteen viel wissend an, während er in seiner für ihn typischen lässigen Pose da stand: eine Hand in der Hosentasche vergraben, die andere locker an die Hüfte gelegt.

„Sam.“, sagte sie nervös.

Wie lange stand er schon vor ihr? Wie lange war sie weg gewesen? Die Vorstellung, dass sie während sie im Dienst war ihrer Müdigkeit anheimfiel, weckte ein Gefühl der Scham in ihr. Etwas Derartiges war ihr noch nie passiert. Hoffentlich hatte sie niemand gesehen, der sie kannte, geschweige denn jemand von ihrer Besatzung. „Wie...“ Sie fing sich. „Was machst Du hier?“

Verwirrt blinzelte er über ihre verstörte Reaktion. Jemand, der sie so gut kannte wie er, wusste, dass es für sie nicht üblich war, aus dem Konzept zu geraten. „Es ist

auch schön, *Dich* wieder zu sehen, Erika.“, erwiderte er und ließ sich neben ihr nieder.

„Wollten wir uns nicht im Geschäftsviertel treffen?“

„Eigentlich schon.“ Er verwies in Richtung der Skyline. „Tatsächlich war ich gerade auf dem Weg dorthin, aber da erblickte mein Argusauge zufällig jemanden, der die Nacht durchgemacht zu haben scheint.“ Er betrachtete sie. „Ist... Ist alles in Ordnung mit Dir?“

Benteen winkte ab. „Tut mir Leid. Es war viel los die letzten Tage. Ich hatte definitiv zu viel Kaffee und zu wenig Schlaf.“

„*Du* brauchst *Schlaf*? Das ist ja *ganz* ‘was Neues.“, zog er sie auf.

„Hast Du mir nicht gesagt, ich stecke voller Überraschungen?“

Ein vertrautes Lächeln entstand in seinem Gesicht. Doch nun bemerkte Benteen den Anflug eines Schattens, der für einen Moment in seinem Blick lag; eine Art subtile Betrübtheit, die er hinter seinem lebensfrohen Gemüt verbarg. Etwas hatte sich seit ihrem letzten Treffen vor fast einem Jahr in seinem Leben verändert. *Etwas Schwerwiegendes, das ihn beschäftigt hält.*

„Tja, vielleicht weiß ich, wie wir Dich wieder aufpäpeln können.“, meinte er schließlich und schickte sich an, sich zu erheben. „Komm, geh'n wir.“

„Ähm... Wohin?“

„Cocktails trinken. Ein Kumpel hat mir die Bar eines Benziten empfohlen, die hier vor kurzem aufgemacht haben soll.“

„Ich will hoffen, es sind Synthehol-Cocktails. Ich bin im Dienst. Und *Du auch*, oder?“

Er salutierte gespielt. „Pflicht bis zum bitteren Ende. Das ist meine alte Erika. Leider muss ich Dich enttäuschen. Die *Coleman* wird ein bisschen länger bei DS12 vor Anker liegen. Ich hab' mir den heutigen Tag freigegeben. Ich dachte, es wär' 'ne gute Idee.“

Pflicht. Das Wort hallte durch ihren mentalen Kosmos, gefolgt von einer tiefen, namenlosen Traurigkeit, die sie überfiel, ein Empfinden grausamer Bitterkeit. Was war nur mit ihr los?

Ehe sie darüber nachdenken konnte, zog sie Lavelle in eine Umarmung. Ein wenig unbeholfen ließ er sich darauf ein. Wenig später wichen sie zurück und musterten

einander in einem Schweigen, das keiner von ihnen als Last empfand.

„Hey, so anschmiegsam kennt man Dich ja gar nicht.“

Zwar schmeckten die benetzten Cocktails durch und durch scheußlich, doch Benteen nahm diese bittere, bunt gefärbte Spielart eines Fischsaftes in Kauf. Wieder in Sams Nähe zu sein, tat ihr gut. Sie musste ihm nicht viel erklären, damit er sie verstand. Die Wahrheit lautete, dass ihr dieses Treffen genau zum richtigen Zeitpunkt kam, in der sie seine Gesellschaft nötig hatte. Er hatte immer eine Zuversicht ausgestrahlt, eine Unbeugsamkeit und Leichtigkeit, und natürlich waren die Erinnerungen, die sie miteinander teilten, ein starkes Band und ein Symbol dafür, dass man auch aus schweren Situationen wieder herausfinden konnte.

Samuel Lavelle, etwa zehn Jahre jünger als sie selbst, war eigentlich so gar nicht der Typ Mann, mit dem sie geglaubt hatte, einmal befreundet sein zu können, doch das Leben hatte sie eines Besseren belehrt. Beide hatten einander per Zufall kennengelernt, als das Schicksal beschloss, sie zusammenzuwürfeln. 2374, auf dem Höhepunkt des Kriegs, war Benteen während einer Außenmission in die Gefangenschaft des Dominion geraten. Im

Anschluss an ein ausgesprochen unliebsames Verhör war sie in ein Internierungslager auf einem Asteroiden gesteckt worden und hatte festgestellt, dass dort so einige Sternenflotten-Offiziere einsaßen, von denen man eigentlich angenommen hatte, sie seien tot. Unter ihnen hatte sich auch Lavelle befunden.

Im Laufe der vielen Wochen, die sie unter dem strengen Regiment eines Vorta-Aufsehers zugebracht und Zwangsarbeit geleistet hatten, hatte viel Zeit zum Reden bestanden. Benteen, die nicht zwangsläufig angenommen hatte, jemals wieder etwas anderes zu sehen als das graue Innenleben des Asteroiden, war Lavelle näher gekommen. Sie hatten sich über Gott und die Welt unterhalten, und entgegen ihrer anfänglichen Vermutung, er sei ein Leichtgewicht, hatte sie seine Ansichten und seine trotz aller niederdrückenden Schwere optimistische Art zu schätzen gelernt.

Bis sie eines Tages auf die Idee kamen, einen Ausbruch zu organisieren. Ein Plan war herangereift; ein Plan, auf den sie bis zu diesem Tag ausgesprochen stolz war. Am Ende war es ihnen gelungen, zwei Dutzend Sternenflotten-Offiziere und ein paar Klingonen in die Freiheit zu führen. Sie waren der Hölle entronnen, die sie eigentlich mit Haut und Haaren geschluckt und zu verdauen begonnen hatte.

Ein paar Jahre, nachdem der Dominion-Krieg endete, hatten Benteen und Lavelle eine Affäre miteinander begonnen. Es war eine spontane Entwicklung gewesen, die keiner von beiden hatte kommen sehen. Zuerst war Benteen durchaus glücklich darüber gewesen, dass es passiert war, doch schnell stellte sich heraus, dass es zwischen ihnen nicht funktionierte. Sie waren übereingekommen, die Romanze wieder zu beenden. Lavelle hatte es einmal damit begründet, dass sie beide, abgesehen von ihren Unterschieden als Charaktere, zu sehr an ihrer Karriere in der Sternenflotte hingen. Da hatte er sicher Recht gehabt.

Obwohl sie befreundet geblieben waren, schien irgendetwas zwischen ihnen komplizierter geworden zu sein. Der Geist war aus der Flasche gelassen worden – ein Geist, der sich nicht mehr einfangen ließ. Sie liebten einander, doch auf der anderen Seite funktionierten sie nicht als Liebespaar, und sie waren nicht bereit gewesen, ihre Laufbahn einzuschränken, um zusammen sein zu können. Was also waren sie dann? Irgendeine unausgegorene Mischung. Vielleicht hatte diese Erkenntnis dazu beigetragen, dass in den letzten Jahren der Kontakt zurückgegangen war, und seitdem Lavelle ein eigenes Kommando übernommen hatte, sahen und hörten sie nur noch gelegentlich etwas voneinander, vorzugsweise über den Subraum-Weg.

„Jetzt sag‘ schon: Wie ist die *Coleman* so?“, wollte Benteen wissen.

Lavelle spielte mit einem Schirm, den er seinem Cocktail entnommen hatte, einem vielfarbigen Gebräu namens *Benzar Sunrise*. „Also, Platz haben wir nicht unbedingt im Überfluss.“, meinte er. „Auf der *Nova*-Klasse müssen alle eng zusammenrücken.“

Benteen schmunzelte. „Du bist doch der Typ, der es schön kuschelig mag.“

„Abgesehen davon ist das Schätzchen klein, aber fein. Die Crew und ich versteh‘n uns inzwischen ziemlich gut. Ich kann nicht klagen. Die *Coleman* ist ein super Schiff, und mit etwas Glück können wir demnächst vielleicht sogar ein bisschen Tiefenraumerforschung betreiben.“

Sie nickte. „Klingt gut.“

„Ist es auch. Und bei Dir?“

„Zurzeit ist die *Lakota* bis über beide Ohren mit Patrouille und Grenzsicherung beschäftigt.“, entgegnete Benteen. „Ich glaube nicht, dass sich so schnell etwas daran ändern wird. Zumal es einen Haufen Schmuggler und Banditen gibt, die sich in der Neutralen Zone breitzumachen beginnen.“

„Du meinst in der *ehemaligen* Neutralen Zone.“

„Offiziell aufgelöst ist sie noch nicht. Aber wenn die Beziehungen zu dem, was vom romulanischen Reich übrig geblieben ist, sich wieder bessern, kann es gut sein, dass einige Verträge im Papierkorb landen.“, räumte sie ein.

„Na ja, das wäre ganz sicher keine Kleinigkeit. Immerhin hat dieser Streifen jahrhundertlang den Frieden gesichert.“

Unbewusst rieb sie sich über die Stirn, hinter der ein dumpfer Kopfschmerz pochte. Als bohre jemand mit extremer Langsamkeit ein Loch in ihren Schädel. Sie hatte schon ihre Chefärztin darauf angesprochen, aber alles, was diese ihr bislang verschrieben hatte, hatte nicht geholfen. Nicht *dieses* Mal. „Es ist eine stressige Zeit, das kann ich nicht leugnen.“

„Erlaubnis offen zu sprechen, Captain?“

„Ist das ein Selbstgespräch oder sprichst Du mit mir?“, fragte sie ironisch.

„Du siehst ganz schön mies aus.“

„Oh, wie charmant. Ich seh', Sam Lavelle ist immer noch der alte.“

Besorgt sah er sie an. „Ich mein's ernst. Was stimmt nicht mit Dir?“

In einem Anflug von Sturheit verschränkte sie die Arme. „Wie kommst Du darauf?“

„Ich hab' vorhin Deinen Blick geseh'n. Du hast mich angesehen wie ein verstörtes Reh. Was belastet Dich? Komm, mach mir nichts vor, dafür kenn' ich Dich zu gut.“

Melancholie streifte ihr Inneres, wieder einmal. „Vielleicht inzwischen nicht mehr. Menschen sollen sich ja bekanntlich ändern.“

„Meiner Erfahrung nach ändern die *Situationen* sich, in die Menschen kommen. Die Menschen eher weniger.“ Er warf die Stirn in Falten, sein Blick strahlte aufrichtige Besorgnis aus. „Also? Was ist Dir dort draußen zugestoßen?“

Zuerst spekulierte sie darauf, das Gespräch abubrechen, irgendeine windige Ausrede zu benutzen, um auf die *Lakota* zurückzukehren. Dann aber erkannte sie, dass sie das nicht wollte. Nein, sie wollte hier bei ihm bleiben. Andererseits war es ihr auch nicht angenehm, sich von ihm durchleuchten zu lassen. Es lag weniger daran, dass er es war, sondern dass sie ungern wach rief, was ohnehin schon viel zu präsent in ihr war. Daher überlegte sie,

ob sie ihn zu einer kleinen Promenade über die Station auffordern und im Verlauf unauffällig das Thema wechseln sollte. Doch zu ihrer eigenen Überraschung fand sie auch dazu weder die Kraft noch die Entschlossenheit.

Benteen starrte auf den Tisch vor sich und legte langsam die Hände übereinander. Ihr war ein wenig kalt. Lag es an diesem benzenen Etablissement? Benzenen, ursprünglich Ozeanbewohner, waren dafür bekannt, dass sie niedrigere Raumtemperaturen bevorzugten. Sie war sich aber nicht ganz sicher, ob ihr plötzlicher Anflug von Verfrorenheit wirklich daher rührte.

„Du weißt *nichts*. *Überhaupt* nichts. Du weißt nicht, was ich in den letzten Wochen gesehen habe.“

„Dann erzähl's mir.“

Und so erzählte sie ihm, was sie plagte. Was sie in mancher Nacht aufzufressen drohte. Natürlich konnte er sofort etwas mit dem Ereignis anfangen, doch er hatte nicht gewusst, dass die *Lakota* auch an der Abwehr des Grenzperimeters gegen diese Flüchtlingsschiffe beteiligt gewesen war.

„Die Wahrheit ist...“ Sie presste die Lippen zusammen. „Ich sehe diese Schiffe voller Leute immer noch. Ich sehe sie vor mir. Wie sie auf dem Schirm explodieren. Die

brennenden Trümmer. Das Feuer unserer eigenen Waffen, die weitere Schiffe zerstören, und immer so weiter. Ich sehe ihre toten Körper, wie sie in den Weltraum gezogen werden.“

„Hey, das ist eine fürchterliche Situation gewesen. Ich frage mich, wieso diese Leute weitergeflogen sind, obwohl sie gewarnt wurden. Sie wussten, was auf sie zukommt. Sie hatten eine *Wahl*.“

Das war auch das, was die Präsidentin und ihr Pressesprecher ständig in der Öffentlichkeit verkündeten. „Hatten sie das wirklich?“, stellte Benteen in den Raum, und sie machte eine fahrig, zittrige Geste. „Ich weiß nicht. Jedenfalls wird mir immer mehr bewusst, dass immerhin *wir* eine Wahl hatten. Wir entschieden, auf sie zu feuern.“

„Wir? Nein.“ Er schüttelte vehement den Kopf. „Das waren *Befehle*, Erika. Befehle, die vom Oberkommando kamen. Anordnungen von höchster Stelle, abgesegnet vom Föderationsrat. Du bist die Letzte, der ich das sagen muss, aber manchmal müssen wir diese Situationen aushalten. Ganz einfach, weil wir Offiziere sind und Befehle zu befolgen haben. Das ist unser Los.“

„Das sage ich mir auch immer wieder. Aber es bewirkt nicht, dass ich mich besser fühle.“

„Es heißt ja, geteiltes Leid sei halbes Leid. Ich bin mir nicht sicher, ob es Dich tröstet, aber ich hab' mich sicher auch schon mal besser gefühlt...“

Dann erzählte er ihr vom Tod seines Wissenschaftsoffiziers, eines Mannes namens Icheb. Der Schatten, den sie in seinem Gesicht bemerkt hatte, kehrte zurück, breitete sich aus. Mit einem Mal bekam sie eine Vorstellung davon, wie ihr Freund als alter Mann aussehen mochte. In der Folge entspann sich eine verworrene Geschichte über die Umstände und Hintergründe von Ichebs Tod auf einem Planeten namens Vergessen. Da begriff Benteen, dass dieser Tage nicht nur sie ihr Päckchen zu tragen hatte.





Ihr Vater. Er war wieder in ihrer Nähe, nach all der Zeit, seit er ihr entrissen worden war. Sie standen auf der hohen Felskante und sahen auf die Apnex-See. Dichter Nebel lag über der Bucht, hüllte Ki Baratan ein, eine graue Decke aus Unkenntlichkeit und Ungewissheit.

„Das ist der Nebel der Geschichte.“, sagte ihr Vater. „Er versucht uns die Sicht zu nehmen. Davon darfst Du Dich niemals beirren lassen.“

„Es ist schwer.“, erwiderte sie. „Wie soll ich mich nicht beirren lassen, wenn ich nichts sehen kann?“

„Folge Deiner inneren Stimme. Deiner inneren Wahrheit. Sie wird Dich hindurchführen.“

Er sprach mit solcher Ruhe und Zuversicht. „Ich weiß nicht, was sie mir mitteilt.“, musste sie zugeben.

„Doch. Du weißt es. Erforsche Deine Gefühle. Sie teilt Dir mit, dass Du nur die Furcht selbst fürchten sollst. Und sie sagt Dir, dass es niemals zu spät ist, das Alte, Überkommene hinter sich zu lassen und jemand Neues zu werden.“

Sie sah ihn an. Er schien um kein Jahr gealtert, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Sie hingegen war inzwischen eine erwachsene Frau. Und trotz der zeitlichen Kluft, die zwischen ihnen lag, fühlte sie sich immer noch wie das kleine, verschüchterte, zuweilen wütende Mädchen, das eines Tages ohne ihren Vater aufgewacht war. „Warum sagst Du mir das?“

„Weil so das Leben ist. Früher oder später kommen die Punkte, an denen wir Stellung beziehen müssen. Entscheidungen treffen. Wählen, wofür wir leben wollen. Den einen Weg oder den anderen gehen, ohne zurückzublicken. Und ich weiß, dass Du die Kraft dafür finden wirst.“

„Sprichst Du vom Schicksal?“

„Nein.“, entgegnete ihr Vater. „Ich spreche von dem, was in Dir ist, meine Tochter. Schicksal ist nicht das, wonach es aussieht. Die Geschichte ist voller Wendungen, und wir wissen nicht, wohin uns der launenhafte Gang

ihrer Gezeiten führt. Das Wichtigste ist nur dies: Du musst Deinem Herzen folgen. Dann wird alles gut.“

Admiral Donatras Welt roch nach Feuer und Tod. Das war das Erste, was ihr fundamental klar war, als sie wieder das Bewusstsein erlangte. Dann hörte sie polterndes Dröhnen, mahlendes Knirschen, Ächzen von überdehntem Metall, Getöse explosionsartiger Dekompression, und sie wusste instinktiv, dass dies das Geräusch des plötzlichen Todes im Weltall war.

Für einige Sekunden fehlte ihr völlig die Orientierung. Schmerz explodierte in ihr, eine einzige Agonie. Dumpfes Donnern vibrierte in Donatras Trommelfellen, in ihrem Kiefer und in allen Knochen. Sie zwang sich, die Lider zu heben, und zunächst sah sie nur vage Farben und unscharfe Konturen. Der Dämmerchein der Vorhölle schien sie willkommen zu heißen – irgendeine Vorstufe auf dem Weg geradewegs nach *Areinnye*.

Die Erinnerung kehrte zurück – erst Fetzen, dann fügte sich das Bild zusammen. Es geschah binnen Sekunden. Das ganze Schiff hatte einen Satz gemacht, als die Schilde versagten und sich der gegnerische Beschuss tief in die Hülle fraß und den treuen Warbird, welchen Donatra

seit nunmehr acht Jahren kommandierte, beinahe in zwei Teile schnitt. Sie war aus ihrem Kommandosessel gerissen und durch die halbe Kontrollzentrale geschleudert worden. Sie war gegen harte Objekte geprallt, gegen Konsolen oder Wände...oder gegen weiche Körper. Die Körper der anderen Brückenoffiziere, ihrer Untergebenen.

Nachdem sie begriffen hatte, wo sie war, fragte sie sich sogleich, *wann* sie war. Die Macht des Déjà-vus war stark; diese Macht drohte ihre Wahrnehmung zu vernebeln. Die Erinnerungen an die Schlacht im Bassen-Graben, als sie an der Seite eines Sternenflotten-Schiffes gegen den wahnsinnigen Shinzon von Remus angetreten war, hatten sie nie wieder losgelassen. Damals hatte sie zuerst zusehen müssen, wie der Warbird ihres Mentors schwer beschädigt worden war, bevor Shinzons Wut und Rachedurst auch die *Valdore* getroffen hatte. Das Schiff wäre beinahe vernichtet worden. Nicht einmal die Lebenserhaltung hatte noch funktioniert. Damals – sie hatte gerade erst am Beginn ihres Kommandos gestanden – hatte sie viele ihrer Besatzungsmitglieder verloren.

Heute schien sich die Geschichte zu wiederholen. Es war kein Traum, keine Einbildung. Die *Valdore* war von der feindlichen Armada – die sich nicht so verhalten hatte wie Donatra gehofft und angenommen hatte – in

die Zange genommen worden. Die Zweite und die Siebte Flotte war in eine Falle geraten. Sie waren so kampfes- und siegesmutig gestartet, aber Tomalak, die verschlagene Bestie, hatte ihnen ein Schnippchen geschlagen. Er hatte sie besiegt, zerschmettert.

War sie nicht stark genug gewesen? War sie nicht gut genug gewesen? Was hätte Suran jetzt zu ihr gesagt, wäre er noch am Leben gewesen? Diese Fragen schossen binnen eines Herzschlages durch Donatras schmerzenden Schädel, und sie beschloss, sie zurückzudrängen. Es fiel ihr nicht leicht. Die Glut des Versagens, des Scheiterns, der genährten und enttäuschten Hoffnung drohte sie zu verzehren.

Sie wollte sich aufsetzen. Der erste Versuch schlug fehl, denn offenbar hatte sie sich das Handgelenk gebrochen. Aber mit dem Ellenbogen und der anderen Hand schaffte sie es schließlich, sich in eine sitzende Position zu bringen. Währenddessen bemerkte sie, dass ihre Stirn stark blutete. Auch hatte sie sich beim heftigen Aufprall einen Teil der Schneidezähne abgebrochen.

Dunkelheit und dichte Rauchschwaden ließen Donatra nur wenig von ihrer Umgebung erkennen. Sie holte tief Luft, aber dadurch drang nach verbrannten Schaltkreisen riechender Qualm in ihre Lungen. Sie hustete bitterlich.

Als sie erneut den Kopf hob, stellte sie fest, wo ihr Fall quer über die Brücke geendet hatte. Sie war gegen die Konsole und den Stuhl des Sensor- und Kommunikationsoffiziers, Levus, geprallt. Er lag nur eine Armeslänge entfernt. Donatra streckte die unverletzte Hand aus, zog am Arm des Mannes. Daraufhin glitt sein Kopf zur Seite – sie blickte in große Augen, aus denen das Leben bereits gewichen war. Ein langer Streifen grünen Bluts rann aus seinem Mundwinkel über Hals und Uniform.

Vorsichtig rollte Donatra auf die Knie und zuckte vor Pein zusammen. Vermutlich hatte sie sich einige Rippen gebrochen. Sie griff nach dem Sessel der nahe gelegenen Station und zog sich langsam daran hoch.

„Bericht!“, stieß sie hervor. Sie wollte es rufen, aber es wurde ein Stöhnen.

Die Dinge entpuppten sich noch schlimmer als in ihrer Erinnerung an die Schlacht im Bassen-Graben. Damals, als die *Valdore* von Shinzon ausgeschaltet worden war, *hatte* ihr noch jemand geantwortet. Diesmal erntete sie nur beklemmende Stille.

Donatra zwang sich vollends in eine stehende Position und wankte durch die Dunkelheit. Ihr linkes Knie schmerzte, als hätte jemand eine glühende Nadel darin versenkt. Währenddessen wippte das Schiff unter neuer-

lichem Beschuss hin und her. Draußen wurde also noch gekämpft, aber ganz offensichtlich hatten sich Tomalaks Rudel auf den Rest von Donatras Verband gestürzt, nachdem die *Valdore* keine Gefahr mehr darstellte. Früher oder später – da war sie sich sicher – würde Tomalak zurückkehren und sein Werk vollenden.

Das einzige Licht stammte von den Funken, die hier und dort aus geborstenen Konsolen sprühten, und von dem Feuer, das im hinteren Teil der Brücke loderte und die Umgebung in schwaches, rötliches Zwielight hüllte. Der Hauptschirm funktionierte nicht mehr, aber Donatra brauchte kein Bild, um sich auszumalen, was dort draußen los war. Sie wollte nicht sehen, was von ihrer Flotte übrig war – und von all den Frauen und Männern, die ihrem Ruf und ihren Versprechungen gefolgt waren.

Es ist nur gerecht, wenn Du hier mit ihnen stirbst., ging es ihr durch den Kopf. Doch ihr Körper kapitulierte nicht, sondern funktionierte. Trug sie voran, auch wenn es schwer fiel.

Auf dem Weg ins Zentrum der Brücke fand sie die Leichen weiterer Führungsoffiziere. Die Pilotin Kalva, der taktische Offizier Medron...

Dumpfes Donnerkrachen erschütterte das Schiff. Glühendheiße Trümmerstücke prasselten mit sengender

Hitze und giftigem Rauch auf sie ein. Im letzten Moment, bevor sie wieder stürzte, konnte sie Halt an einer Konsole nahe dem Kommandosessel finden.

Dann fiel ihr Blick auf die Station, an der ihr Erster Offizier gesessen hatte. Und wo er *immer* noch saß, bis jetzt. Unai war auf seinem Sitz von einem herabfallenden Strebebalken mitten durch die Brust aufgespießt worden. Donatra konnte nur hoffen, dass sein Tod rasch eingetreten war.

Sie schleppte sich zu Unais flackernder Konsole, die als eine der wenigen in der Kommandozentrale noch funktionierte. Ein flüchtiger Systemcheck bestätigte, was ihr Empfinden ihr mitteilte, seit sie wieder zu sich gekommen war. Dieses Schiff war dem Untergang geweiht. Es würde nicht mehr aus dieser Schlacht entkommen. Wenn Tomalak der *Valdore* nicht den Rest gab, würde sie sich selbst auslöschen. Der Riss in der Reaktoreindämmung würde ihr Schicksal besiegeln, vermutlich schon in wenigen Minuten.

Einige Sekunden lang fragte Donatra sich, was sie jetzt tun sollte. Sie stand vor den Trümmern von allem, wofür sie gekämpft und gearbeitet hatte, umgeben von den toten Körpern ihrer treuesten Mitstreiter. Sie war auf ganzer Linie gescheitert. Das war das Ende. Es war nur

angemessen, wenn sie sich in ihren Kommandosessel fallen ließ und – so wie es sich für einen aufrechten Offizier gehörte – auf das Ende wartete.

Doch etwas hielt sie zurück. Sie *wollte* nicht, dass es auf diese Weise endete. Sollten das etwa die letzten Meter des langen Weges sein, den sie gegangen war? Um hier auf den großen Knall zu warten, der auch sie noch mitnahm? Vielleicht war es nicht mehr als ein sturer Wille, der ihr sagte, dass sie selbst jetzt – im Angesicht ihres absoluten Versagens – nicht aufgeben durfte. Dass sie irgendwie *weitermachen* musste. Oder war sie schlicht zu feige, zusammen mit ihrem Schiff und ihren Untergebenen unterzugehen? Ein wenig fürchtete sie sich vor der Antwort auf diese Frage.

Wieder trieb sie ihr Körper voran. Sie sah, dass der Zugang zum Turboschacht eingestürzt war, und so begab sie sich in Richtung der Notfallluke im heckwärtigen Bereich der Brücke. Sie ging in die Hocke und hebelte das hydraulische Schott auf. Sie blickte hinab in einen schier endlos langen Schacht, von dürftiger Notbeleuchtung erhellt.

Ein letzter Blick galt der Brücke und den vielen Kameraden, die ihr Leben für die große Sache gegeben hatten. Weil sie an sie geglaubt hatten. „Lebt wohl.“, flüsterte

Donatra, schaute nicht mehr zurück und verschwand im Notfallschacht.

Mit versagenden Kräften kämpfte sie sich durch das verwüstete Innenleben des sterbenden Schiffes, während die *Valdore* immer wieder Schüsse einstecken musste. Der mächtige Kreuzer der *Norexan*-Klasse geriet in die Schlagseite, und Donatra rutschte immer wieder über das Deck oder fiel über die zahllosen Toten, die ihren Weg pflasterten.

Ein weiterer Volltreffer, der mit mächtigen Stößen und einem unheilvollen Knarren durch den Aufbau des gesamten Schiffes ging, setzte den Generator der künstlichen Schwerkraft außer Gefecht.

Donatra wurde angehoben, verlor den Bodenkontakt und trieb durch die Luft. Ein Gefühl, als wäre sie wieder im Mutterleib, wäre sie nicht von einem brennenden, auseinanderbrechenden Schiff umgeben gewesen. Bemüht um ruhigen Atem, verließ sie sich auf ihre Ausbildung an der imperialen Flottenakademie, die sie teilweise unter Bedingungen von Schwerelosigkeit absolviert hatte.

Nun robbte sie voran – schwimmend und gleitend –, um die verbliebene Entfernung zu ihrem Ziel zurückzulegen. Aufgrund ihrer gebrochenen Hand, die sie nicht

richtig einsetzen konnte, war es mühsam, voranzukommen, aber es funktionierte. Auf diese Weise passierte sie etwa achtzig Meter, wischte zuletzt unter herabhängenden Kabelsträngen und einem eingebrochenen Deckenpfeiler her.

Schließlich hielt sie auf eine große, runde Schleusentür zu, die ihr Zugang zu den Fluchtkapseln in diesem Teil des Schiffes gewährte. Mit der linken Hand zog sie am Hebel der Tür und tippte ihren Autorisationscode ein. Der Computer gewährte ihr Zutritt.

In diesem Moment durchfuhr wieder eine starke Erschütterung die *Valdore*. Das Beben war derart heftig, dass es sie von den Beinen gerissen hätte, wäre sie nicht schwerelos gewesen. Etwas in der Struktur schien zu brechen. Vermutlich weitere Mikrofrakturen und Brüche, die entstanden waren.

Das Schiff verabschiedete sich.

Eilig nahm Donatra in der kleinen Kapsel Platz und schnallte sich mittels der Sicherheitsgurte an. Dann zögerte sie nicht länger und leitete die Abschusssequenz ein. Eine monotone, gleichgültig klingende Stimme zählte den kurzen Countdown herunter.

Die Sprengklammern wurden gelöst. Einige Herzschläge später wurde die Kapsel aus ihrer Verankerung in der Hülle der *Valdore* geschleudert – und war frei. Donatra übernahm die Steuerung, aber sie kam nicht weit.

Im dichten Gewirr aus Wracks und Trümmern, in dem sie sich wieder fand – es mussten die Überreste von wenigstens drei Kreuzern und Fregatten ihrer einst so imposanten Armada sein –, bemerkte sie rasch, dass die *Valdore* sich bereits in der orbitalen Sogwirkung von Corimma IX befand, einer leblosen Welt, die größtenteils aus Wasser bestand. Hierher hatte sich das Kampfgeschehen zuletzt immer weiter verlagert.

Die Manövrierdüsen der Kapsel waren hoffnungslos zu schwach, um der Gravitation der riesigen blauen Kugel zu entgehen. Donatra wusste sogleich, dass es aussichtslos war, Widerstand zu leisten. Ihr blieb nichts anderes übrig als sich den Gesetzen der Physik zu ergeben.

Die Kapsel rauschte in die Tiefe und wurde wenig später von einem Schweif aus Feuer umfungen. Wie ein Stein fiel sie durch die Atmosphäre, schüttelte und drehte sich. In ihrem Schalensitz saß Donatra fest verankert, sonst hätte sie die andauernde Rotation durch die Kapsel geschleudert und ernstlich verletzt. Nach rund einer Minute schaltete der Computer die Stabilisierungsdüsen

hinzu, und der Flug – oder besser gesagt Sturz – wurde ein wenig ruhiger.

Bilder von der Umgebung der Kapsel glitten über die glatten Oberflächen im Innern und erweckten den Eindruck, das Rettungsgefährt bestünde aus klarer Gelatine innerhalb einer Flamme. Schatten tanzten auf Donatras schweißüberströmtem Gesicht. Es wurde merklich wärmer hier drin.

Dann erlosch das Feuer und gab die Sicht auf eine unberührte Wasserlandschaft frei, die in Tag und Nacht geteilt war. Sie flog mitten auf diesen Ozean zu, und zwar auf die Tagseite.

Kein Ton war zu hören außer dem Donnern des Fahrtwindes und kein Licht zu sehen außer dem schwachen Leuchten der beiden fremdartigen Sonnen. Die Kapsel taumelte tiefer und drehte sich dabei wie ein Bohrer...

...als sie, sich schraubend, das Wasser traf.

Plötzliches Abbremsen. Donatra spürte Benommenheit. Sie kämpfte dagegen an und schnallte sich ab.

Gerade wollte sie sich gratulieren, dass sie die Wasserlandung überlebt hatte, da realisierte sie: Die Kapsel

öffnete sich nicht, obwohl sie versank. Blasen kochten um sie herum auf.

Warum hatten die Ballons nicht gezündet?

Donatras Blick fuhr herum. Sie suchte die Armaturen und Kontrollen vor sich nach der manuellen Überbrückung ab. Da war sie ja! Sie drosch auf die entsprechende Taste...doch nichts tat sich. Die Tür der Kapsel blieb verschlossen. Erneut betätigte sie den Schalter, und erneut ereignete sich keine Reaktion.

Die Wasseroberfläche entfernte sich und ging ins Blau, dann ins Schwärzliche über. Es ging sehr schnell.

Nein!

Ohnmächtig wurde sie Zeuge, wie die Kapsel immer tiefer versank. Ihr Elan versiegte, und sie ließ sich seufzend in den Sitz zurücksinken.

Fünzig, hundert Meter und ständig weiter.

Es ist vorbei. Wäre sie doch besser an Bord der *Valdore* gestorben. Warum hatte sie *überhaupt* wieder erwachen müssen? Wieso war sie nicht einfach an der Seite ihrer Offiziere gestorben?

Sie war sich nicht sicher, wie lange die Außenhaut der Kapsel dem Druck noch standhalten würde, lange jedenfalls nicht mehr.

Das hast Du nun davon. Finde Dich damit ab. Es ist aussichtslos.

Donatra akzeptierte, was nun ohne jede Alternative war: Sie würde gleich wie ein Käfer zerquetscht werden, wenn die Kapsel brach. Das Wasser, das eindrang, würde sie *schnell* töten, und sie würde sich ihm bereitwillig ergeben.

Plötzlich bemerkte sie im kleinen Fenster eine Gestalt, die näher kam, noch finsterer als die Umgebung. Und dann eine zweite und eine dritte. Gestalten mit einem wunderschönen Schweif an der Stelle, wo Humanoiden Beine hatten. Und an deren Ende...eine Flosse. Ihre fließenden Bewegungen waren voller Anmut, und ihre Haut schimmerte golden.

Ich dachte, diese Welt wäre unbewohnt.

Donatra begann zu begreifen, dass sie heute bereits zum zweiten Mal wiedergeboren worden war. Was das Leben jetzt noch mit ihr vorhatte, war offen. Die *Geschichte* war offen. Und manchmal geschah es, dass sie mit Wundern aufwartete.





44

15. Februar 2387

U.S.S. Lakota

Es war später Abend an Bord der *Lakota*. Benteen hatte sich in ihr Quartier zurückgezogen und vorgehabt, irgendetwas zu tun, das sie von ihren beständigen Kopfschmerzen ablenkte. In ein paar Tagen würde das Schiff seine Patrouillenmission fortsetzen, und bis dahin wollte sie wieder auf der Höhe sein. Sie *musste* es sein, denn das verlangte sie sich selbst ab.

Sie hatte ein Bad genommen, sich etwas Bequemes angezogen, ein paar Fitnessübungen gemacht und den Computer spontan aufgefordert, einen Mambo zu spie-

len – der ihr allerdings schnell in den Ohren wehtat. Die falsche Wahl. Wer konnte dem etwas abgewinnen?

Sie kam nicht dazu, über einen neuen Musikwunsch nachzudenken, denn völlig überraschend meldete sich Lavelle noch einmal bei ihr. Er bat um ein kurzfristiges Gespräch unter vier Augen, und sie bot ihm an, sie auf der *Lakota* zu besuchen.

Um was konnte es gehen? Benteen konnte nur hoffen, dass er nicht versuchen würde, ihre gescheiterte Liebesbeziehung wiederaufleben zu lassen. In diesem Fall würde sie ihm eine Abfuhr erteilen müssen.

Er war schnell da, und die Falten, die sich in sein Gesicht gegraben hatten, deuteten darauf hin, dass er schwer in Gedanken war. Nein, hier schien es tatsächlich nicht um sie beide zu gehen – jedenfalls nicht in dem Sinne, den Benteen für einen Augenblick befürchtet hatte. In gewisser Weise war das beruhigend für sie, doch seine ausgeprägte Gedankenverlorenheit weckte auch neue Sorgen in ihr. Nach wie vor bedeutete dieser Mann ihr viel, auch wenn sie eine Zeitlang getrennte Wege gegangen waren. Und jetzt, wo er binnen vierundzwanzig Stunden bereits zum zweiten Mal vor ihr stand, stellte sie fest, dass es trotz ihres verkorksten Techtel-

mechtels ein Fehler gewesen war, auf Distanz zu ihm zu gehen.

„Mir geht gerade viel durch den Kopf, weißt Du?“, sagte er, und ihr fiel auf, dass er immer wieder die Finger zur Faust ballte, lockerte und erneut ballte. „Als wir uns heute Vormittag trafen, wollte ich nicht direkt bei Dir mit der Tür ins Haus fallen.“

„Sehr rücksichtsvoll von Dir, aber ich meine mich zu erinnern, dass Dir das in der Vergangenheit auch nichts ausgemacht hat.“, erwiderte Benteen. Sie gingen in den Wohnbereich. „Setz Dich. Willst Du etwas trinken?“

Er lehnte ab. Nachdem sie auf der Couch Platz genommen hatten, sagte Benteen: „Dann mal ‘raus mit der Sprache, Captain.“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Ich hab‘ Dir doch davon erzählt, dass Icheb dieses Runabout entführt hat.“

Sie nickte. „Das Schiff von 39-Sierra, auf dem sich die Industrierekopierer befanden. Ihr fandet es auf Ver-gessen.“

„Ganz genau. Vieles deutet darauf hin, dass Icheb eine Art von Doppelleben hatte.“ Es fiel ihm nicht leicht, dies auszusprechen. „In der Öffentlichkeit war er Teil meiner

Führungsmannschaft, aber dahinter...war er noch etwas anderes.“

„Kein gerade angenehmer Gedanke.“, räumte Benteen ein. „Auf der anderen Seite trifft Dich nicht die geringste Schuld. Das weißt Du doch, Sam.“

Das muss ihm zu schaffen machen. Sie gestand sich ein, dass es auch ihr einen schweren Schlag versetzt hätte, hätte sie von der gespaltenen Loyalität eines ihrer Führungsoffiziere erfahren – und von dessen Tod infolge eigenmächtiger Aktionen. Hinzu kam, dass Lavelles Kommando noch sehr jung war; er wollte seinen Job gut machen. Eine solche Erfahrung direkt zu Beginn der Kommandolaufbahn zu machen, war ohne Zweifel schmerzhaft und rührte an den eigenen Grundfesten als Befehlshaber.

„Niemand von uns ist gefeit gegen solche Vorkommnisse, auch wenn sie höchst selten sind.“

Lavelle wirkte nicht unbedingt so, als seien ihre Versuche, ihm gut zuzureden, in sein Herz gedrungen. Stattdessen betrachtete er seine offenen Handflächen, als suche er in ihnen eine Antwort. „Weißt Du, die Sache wurmt mich wirklich. Nicht nur weil der Bursche jetzt tot ist und ich ihn verflucht gut leiden konnte. Ich meine, ich war sein *Captain*, ich hatte die Verantwortung, und er

hat sich nichts anmerken lassen. Im Gegenteil, er hat seinen Job immer anstandslos getan, und in meinen Augen war er ein durch und durch vorbildlicher Offizier. Ich hab' geseh'n, wie er sich zum Wohl von Schiff und Besatzung in die Bresche geworfen hat. Trotzdem hab' ich nichts von dem geahnt, was er da offenbar hinter meinem Rücken getrieben hat..." Lavelle schluckte schwer. „Und dementsprechend konnte ich auch nicht einspringen, um ihn vor seinem grauenvollen Ende zu bewahren. Worin immer er genau verstrickt war: Ich hab' keinen blassen Schimmer, wie lange das schon so ging und was die Hintergründe von alledem sind.“ Waren seine Augen ein wenig ziellos umher gewandert, kehrten sie nun zu Benteen zurück. Neue Entschiedenheit lag in seinem Blick. „Ich würde dem gerne nachgehen. Ich *muss* es sogar tun, fürchte ich.“, setzte er im Anschluss an einen langen Seufzer hinterher. „Ich schulde es mir selbst.“

„Hat die Sternenflotte nicht ermittelt?“, fragte Benteen.

„Die Ermittlungen wurden mittlerweile eingestellt. Angesichts der allgemeinen Lage haben jetzt andere Dinge Priorität, und das Runabout samt Ladung haben sie ja zurückgekriegt. Ich denke, sie werden die Sache nicht weiter verfolgen. Es reicht ihnen, Icheb postum mit

dem Stempel des Verräters und Nestbeschmutzers zu versehen, und fertig ist die Laube. Was bedeutet: Die Angelegenheit wird im Sande verlaufen, wenn ich nicht in Eigenregie Nachforschungen anstelle.“

„Schön. Und wie willst Du das anstellen?“

Er sah Benteen mit einem konspirativen Glitzern in den Augen an. „Na ja, ich weiß seit einigen Tagen mit ziemlicher Sicherheit, wohin er unterwegs war. Oder besser gesagt: zu *wem*. Aber ich hab's für mich behalten – *erst mal*. Ansonsten wissen nur noch mein Chefingenieur und meine Sicherheitschefin davon. Und Du.“, fügte Lavelle bedeutungsschwanger hinzu.

Sie verstand. Er zog sie hier ins Vertrauen.

„Jetzt spann' mich nicht auf die Folter, wenn Du schon meine Freizeit ruinierst.“, stieß sie hervor.

„Also schön. Wir konnten eine geheime Trägerwelle isolieren, über die er kommuniziert hat, vollständig vorbei an der primären Kommunikationsphalanx der *Coleman*.“ Er tippte sich demonstrativ gegen die Schläfe. „Icheb war schon immer ein verdammt cleveres und erfindungsreiches Kerlchen. Mit dieser Arbeit hätte er glatt beim Geheimdienst anheuern können. Ich sag' Dir: Die hätten sich die *Finger* nach ihm abgeleckt. Ich konnte

nur ein bisschen von den gelöschten Transmissionen rekonstruieren, aber für mich reicht es schon. Soviel weiß ich: Er hatte in letzter Zeit mehrmals Kontakt zu einer Frau namens Annika Hansen. Ich glaube, inzwischen nennt sie sich wieder Seven of Nine.“

Mit dem Namen konnte Benteen etwas anfangen. Er war definitiv durch die Medien gegangen, zumindest für eine Weile. „Moment. Diese berühmte Ex-Borg, die mit der *Voyager* aus dem Delta-Quadranten zurückkam?“

„Bingo.“

Sie kramte in ihrem Gedächtnis. „Ich weiß, dass sie eine Zeitlang als Beraterin für die Sternenflotte arbeitete. Unter anderem half sie der taktischen Entwicklungsdivision, die Borg besser zu verstehen. Sie hatte sogar einen permanenten und gut dotierten Lehrauftrag an der Akademie. Allerdings wurden ihre Versuche, Teil der Raumflotte zu werden, immer wieder abgeblockt. Man wollte von ihr lernen, aber eine Ex-Premiumdrohne richtig mitspielen zu lassen, das war etwas anderes. Und dann ist sie untergetaucht, ziemlich abrupt.“

„Ganz genau.“, bekräftigte Lavelle. „Niemand weiß, wohin es sie verschlagen hat. Offenbar nicht mal ihre alte Mentorin Admiral Janeway, mit der es gerüchtelehalber ein ziemliches Zerwürfnis gab.“ Er genehmigte sich

eine Pause, in der er sich tiefer auf der Couch zurücksinken ließ. Leicht zerknirscht fuhr er sich durchs Haar. „Das Verrückte ist, dass die *Thunderchild*, als sie das Nest dieser Bjayzl auf Vergessen aushob, ‘rausgefunden hat, dass Icheb offenbar von Seven of Nine getötet wurde, mit einem Phaser.“

Benteen stutzte. „Ergibt das irgendeinen Sinn?“

„Nur, wenn es ein Gnadenschuss war. Icheb war vielleicht schon zu schwer verwundet, als sie ihn fand. Auf jeden Fall weiß ich, wohin die Transmissionen, die Icheb an Seven of Nine abgeschickt hat, versandt worden sind. In den Qiris-Sektor. Genauer gesagt: nach Daimanta. Ich glaube, dort ist sie.“

Benteen schob die Brauen zusammen. „Warum gerade Daimanta? Was könnte sie dort wollen? Oder besser gesagt: Was wollte *Icheb* dort?“

Lavelle schnipste. „Das will ich ‘rausfinden. Ich brauche mehr Informationen, mehr Details... Erika, ich möchte diese Frau suchen. Ich möchte wissen, was sie mit Ichebs Tod zu tun hat und inwiefern das Doppelleben meines Wissenschaftsoffiziers mit ihr zusammenhängt. Ich glaube nämlich, das tut es. Ich möchte ‘rausfinden, was zum Teufel dahinter steckt. Und nebenbei würde ich mir ger-

ne ein Bild von Daimanta machen. Ich hab' kürzlich einige Reportagen gesehen..."

„Reportagen?“, griff sie auf. „Was für Reportagen?“

„Sie stammen von *Galactic Union*.“

„Das sind doch diese Flüchtlingshelfer, die sich selbstständig gemacht haben – sehr zum Ärger unserer Regierung.“

„Ja. Mir ist schon klar, dass die Informationen nicht von neutraler Stelle kommen und auch nicht durch eine andere Quelle bestätigt werden können. Es fehlt uns einfach an Augen und Ohren in diesen Gebieten. Angeblich gibt es dort, auf Daimanta, so was wie eine Hungersnot. Die Versorgungslage soll sehr angespannt sein. Diese GU-Leute, sie machen der Föderation schwere Vorwürfe.“

Eine Hungersnot? Benteen horchte auf. „In diesem Gebiet ist lange niemand mehr gewesen, und selbst die Romulaner haben den Qiris-Sektor quasi aufgegeben. Auch wenn er rein formal immer noch zu ihrem Gebiet gehören mag. Das kann man wohl ‚Staatsversagen‘ nennen.“

Seine Augen leuchteten auf. „Flieg mit mir nach Daimanta und lass uns mal nach dem Rechten seh'n.“

Er hat nicht versucht, mich zu verführen, aber das ist sogar noch eine Stufe härter., dachte Benteen.

„Jetzt sieh mich nicht so an, als hätt' ich den Verstand verloren. Nur Du und ich. Wir lassen unsere Crews erst mal aus dem Spiel.“

„Halt.“ Sie hatte eine Hand gehoben. „Was lässt Dich denken, ich hätte die Zeit, die Möglichkeit oder auch nur die Lust dazu?“

„Wie wär's mit Deinem verlorenen Blick.“

„Mein was?“, ächzte sie.

„Du hast es mir doch selbst gesagt. Ich weiß, dass da etwas in Dir arbeitet, Erika, seit Du diese Flüchtlingskrise an der Grenze erlebt hast. Und mein Bauchgefühl sagt mir, Daimanta und der Qiris-Sektor – was immer dort los ist – hängen da mit drin. Inzwischen würd' ich meinen Kommunikator drauf verwetten, dass ein beträchtlicher Teil der Flüchtlinge, mit denen Ihr am Perimeter zu tun hattet, von diesen und umliegenden Welten wie Stembin kam. Aus dem ehemaligen Einsatzgebiet der Sternensflotte.“

Sie verstummte zunächst. „Was sagst Du da? Gibt es Beweise dafür?“

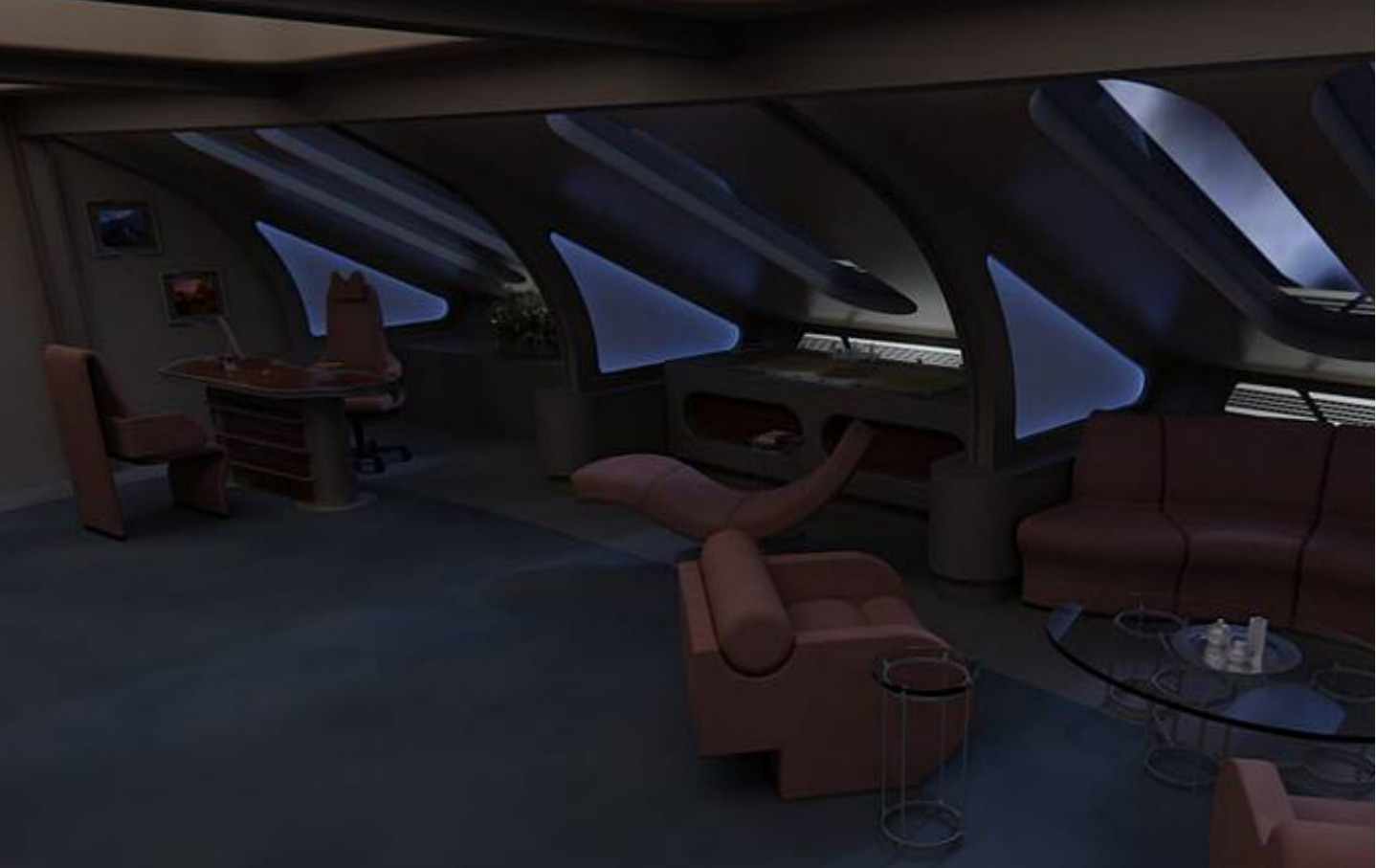
„Die kann ich Dir nicht anbieten, nur eine Schiffsladung Instinkte.“ Lavelle ließ Atem entweichen. „Auf diesen Planeten wurden Millionen Leute von uns in Zwischenlager evakuiert. Wir versprachen ihnen, dass das nur eine Übergangsphase sein und sie bald in ihre neue Heimat gebracht würden, aber wie wir wissen, trat dieser Fall nie ein. Ich hab' das Gefühl, wir haben unterschätzt, was dort für Zustände herrschen. Vielleicht war's auch schlichte Ignoranz, wer weiß. Wir hatten die Rettungsmission beendet, Admiral Picard in die Wüste geschickt und wollten von nun an mit der Sache nichts mehr am Hut haben. *Bitte*, lass uns nach Daimanta fliegen.“, wiederholte er seine Aufforderung, diesmal noch etwas nachdrücklicher.

Benteen stand auf und lief einmal im Kreis. Leise schnaubte sie. „Mal unabhängig davon, dass das Ganze nach einer klassischen Schnapsidee à la Lavelle klingt...“, sagte sie gestikulierend. „Ich will Dich ja wirklich nicht in Deinen Plänen stören, mein Lieber, aber Du weißt schon, dass der Aufenthalt in diesem Gebiet tabu für uns ist? Und wenn ich tabu sage, dann meine ich *widerrechtlich*. Das ist romulanisches Territorium, und wir haben bereits vor zwei Jahren jede Lizenz verloren, uns dort aufhalten

zu dürfen, seit die Operation der Sternenflotte offiziell eingestellt wurde.“

Andeutungsweise kratzte er sich am Kinn und grinste verschlagen. „*Mist*. Ich wusste, ich hatte ‘was vergessen...“

Scheiße auch, natürlich hatte er das *nicht*.





Eine neue Reise

Es gibt einen Punkt, an dem die alten Geschichten zur Last werden. Die alten Geschichten, sie begegnen einem ständig auf Schritt und Tritt, und sie machen einem das Herz schwer. Man will sie am liebsten vergessen und verdrängen, sie aus seinem Gedächtnis löschen, aber das ist unmöglich. Sie sind da, wie in Stein gemeißelt, überlebensgroße Dämonen, und sie kehren früher oder später zu einem zurück. Und mit ihnen kommen Frustration, Wut, Resignation. Die alten Geschichten, die alten *Wahrheiten* sind da. Nichts vermag daran etwas zu ändern.

Einzig man selbst kann eine Veränderung bewirken – indem man sich bewusst dazu entschließt, diese alten Geschichten hinter sich zu lassen und das dumpfe Leiden, das sie in einem auslösen. Ein neuer Aufbruch. Dieser Schritt fällt nicht immer leicht, weil wir alle, die wir uns intelligente bipedale Humanoiden nennen, bequeme Gewohnheitstiere in uns tragen. Wir tendieren dazu, uns einzurichten in Zuständen, die wir eigentlich als unerträglich empfinden. Aber jemand Kluges schrieb einst, dass es kein richtiges Leben im falschen geben könne.

Danach will ich mich richten. Ich habe beschlossen, eine neue Seite aufzuschlagen, ohne die alten Geschichten zu vergessen. Im Gegenteil, sie und der Schmerz, den sie in mir verursachen, sollen mich daran erinnern, warum ich tue, was ich tue. Der Schmerz ist wichtig, denn er teilt mir mit, wo ich herkomme. Doch die Zuversicht ist noch wichtiger. Sie steht dafür, wo ich hingehere.

Dies ist der Beginn einer neuen Geschichte, ohne das Gestern zu verleugnen. Sie handelt von gebrochenen Versprechen und von enttäuschten Hoffnungen. Vor allem aber handelt sie vom Versuch, begangene Fehler wieder gut zu machen. Besser zu sein als man ist, nicht das zum Maßstab zu machen, was man in der Vergangenheit getan hat, sondern das, was man sein *kann*. An seine Potenziale zu glauben, an das Gute. Denn letzten

Endes kommt es nicht darauf an, ob man alles erreicht, was man sich vorgenommen hat – es kommt auf den Versuch an, auf das aufrichtige Bemühen, auf den Glauben, dass es richtig ist. In diesem Sinne ist der Weg das Ziel. Better die trying.

Der Weg war auch mein Ziel, als ich entschied, George Sanders zu vertrauen und ihn zu begleiten. Wir verließen die Erde bereits am nächsten Morgen. Er brachte mich auf sein Schiff, die *Malinche*, die entlang der Neutralen Zone patrouillierte. Von dort aus ging es rasch weiter...auf die andere Seite. Ins Reich der vergessenen Seelen.

Ich konnte es spüren. Es war ein neuer Aufbruch. Vielleicht das, wonach ich so lange auf der Suche gewesen war. Der erste Tag vom Rest meines Lebens. Mein Herz sehnte sich nach den Idealen alter Tage. Und es war bereit, einen Preis dafür zu zahlen.

- Meevia Garmon, im Erdenjahr 2387



Einige sagen, dass die Geschichte aus den Taten großer Männer besteht. Andere sagen, dass es in Wahrheit die Frauen sind, die hinter ihnen aufwischen. Denn nachdem die großen Männer von ihren großen Taten erschöpft sind, ihre Werkzeuge niederlegen und sich zurückziehen – was passiert dann? Das Leben geht weiter – auf die eine oder andere Weise.

So ging es auch zwangsläufig für diejenigen Flüchtlinge weiter, die zu Abermillionen von Admiral Picards Flotte evakuiert und in den Qiris-Sektor gebracht worden waren, hauptsächlich nach Vashti und Daimanta, einige weitere Hunderttausende nach Stembin, Fenris und Malosa. Doch die Gesichter und die Stimmen dieser Millionen waren verstummt, ganz einfach weil sie zurückgelassen worden waren. Und da niemand mehr an sie dachte, hatten sie aufgehört zu existieren; so wie Lügen

Wahrheit wurden, wenn man sie nur oft genug erzählte. Es waren Lügen wie: *Wir haben genug getan.* Oder: *Wir sind die Letzten, die sich irgendwelche Vorwürfe machen müssen. Wir gehen reinen Gewissens.*

Als Erika Benteen an der Seite von Samuel Lavelle undercover nach Daimanta reiste, begriff sie, unter was für einem schwerwiegenden Defekt selbst eine noch so fortschrittliche Gesellschaft wie die Föderation litt: Sie hatte sich darauf verlegt, ihr schlechtes Gewissen auszulagern. Sie hatte eine Bad Bank geschaffen, so ähnlich wie man sie auf dem Gangsterplaneten Freecloud fand, nur war es eine Bad Bank für unerwünschte Gedanken und Gefühle, eine Bad Bank der kognitiven Dissonanz. Diese Kunst hatte sie wahrhaft perfektioniert, diese mit sich so zufriedene Weltengemeinschaft. All die Selbstvorwürfe und die niederschmetternde Einsicht, nicht mehr so zu handeln wie man redete, wurden in eine dunkle Kammer gepfercht, die Tür zugeworfen und verschlossen, und anschließend wurde der Schlüssel weggeworfen.

Endstation: Selbstverleugnung.

An der Realität der Dinge hatte dies freilich nichts geändert. Gewaltige Flüchtlingslager überzogen Teile des nördlichen Kontinents auf dem an und für sich so prächtigen Klasse-M-Planeten mit dem magischen Doppelring,

der jedoch arm an natürlichen Nahrungsquellen war. Was sich dem Auge des Betrachters preisgab, waren Lager, die nie für den Dauerbetrieb entworfen worden waren. Nachdem alle Industriereplikatoren und Archi-Drucker² von den abziehenden letzten Resten der Sternenflotten-Präsenz mitgenommen worden waren, hatte es hier an *allem* gemangelt. Halb fertige Gebäude waren wieder zerfallen, nur die Zelte und hier und da einige primitive Wellblechhütten waren geblieben. Endlose Reihen einfacher Stoffzelte, die sich über Dutzende von Kilometern über weite, hügelige Wiesen erstreckten. Dazwischen behelfsmäßige Wege aus niedergetrampelmtem Gras, die diese aus dem Boden gestampfte provisorische und doch so endgültige Lagerstadt durchzogen.

Die Flüchtlingsstadt war ursprünglich um das herum gewachsen und dann binnen Jahren immer weiter ausgefert, was einst der hiesige Sternenflotten-Stützpunkt gewesen war, in dem auch das Flüchtlingshilfswerk ope-

² Archi-Drucker sind im Prinzip teure und komplexe industrielle Replikatoren, die dazu dienen, in kurzer Zeit viele Modulgebäude produzieren zu können. Auch können Archi-Drucker eingesetzt werden, um wichtige Teile der Versorgungsinfrastruktur (z.B. Wasser- und Stromversorgung) herzustellen. Zum ersten Mal in großem Stil kamen diese Apparaturen auf Cardassia Prime zum Einsatz, das nach der Säuberungsaktion der Jem'Hadar in den letzten Tagen des Dominion-Kriegs in weiten Teilen zerstört worden war.

riert hatte. Doch es war nur mehr ein leeres, jeder technischen Ausrüstung bares Betongebäude übrig, in dem nun auf jeder Etage Aberdutzende Flüchtlinge hausten. Unmittelbar an das alte Zentralgebäude angrenzend, gab es einige stabilere Unterkünfte als Stoff- und Wellblechhütten. Hätten eines Tages alle Gebäude so ausgesehen, dann hätten die hier einquartierten Leute wenigstens ein sicheres Dach über den Köpfen gehabt, doch nicht einmal diese Bedingung erfüllte die Zeltstadt.

Ihre Einwohner – das fiel Benteen sogleich auf – bedrückten nicht in erster Linie durch ihren ausgemergelten Zustand, sondern vielmehr durch die Schatten der Hoffnungslosigkeit in ihren Gesichtern und die Apathie ihres Ausdrucks, durch die Langsamkeit, die ihren Bewegungen anhaftete. Die meisten von ihnen schienen sich wie in Zeitlupe zu bewegen, und es war, als hätten sie kein bestimmtes Ziel. Nur Wenige unterhielten sich miteinander, und wenn, dann taten sie es leise. Ein Raunen, das vom Wind davongetragen wurde, schwach, jäh verklingend. Andere hielten Zwiesprache mit sich selbst oder vielleicht mit ihren Göttern, die sie vor langer Zeit verlassen zu haben schienen. Und wieder andere hockten einfach nur stumm da, die Blicke teilnahmslos ins Leere gerichtet.

Mit Bestürzung realisierte Benteen: So sahen Leute aus, die von allen Geistern verlassen worden waren, die existierten, aber nicht mehr lebten. Das Leben konnte auch enden, *bevor* es endete. Hier auf Daimanta ließ sich besichtigen, was dies bedeutete.

Irgendwann stand Benteen einem romulanischen Mädchen gegenüber, fast noch ein Kind. Das Mädchen schien zu niemandem zu gehören. Schmutzig, mit aufgerissenen Augen über die Neuankömmlinge stand es da, halb verschreckt, halb neugierig. Es kam nicht oft vor, dass fremde Besucher hier aufkreuzten.

Die Haut spannte sich straff über ihr schmales Adlergesicht; der Hals bloß ein Stengel, der den Kopf hielt. Ihr braunes Haar war zerzaust und verfilzt; eine Girlande aus Stahlwolle, die ihr Gesicht mit den mandelförmigen, großen Augen einrahmte. In einer Hand hielt sie ein Lebensmittelpaket aus Plastik, das halb angenagt war. Mit der anderen Hand umklammerte sie den Kopf einer Puppe, die es an den Haaren hielt. Der Puppe fehlte ein Bein.

Die Kleine trat nun mit einer unverdrossenen Miene auf Benteen zu, und dann fragte sie sie kurzerhand, ob sie ihre Mutter gesehen habe, und ob sie vielleicht komme, um ihr ihre Mutter zurückzubringen.

Alles um Benteen herum erstarb. In ihr begann sich etwas zu verselbstständigen; ein Film lief ab. Vor ihrem geistigen Auge sah sie die Mutter dieses Kindes an Bord des Flüchtlingskonvois, der Kurs auf die Föderationsgrenze genommen hatte. Sie sah nicht nur die Mutter, sondern auch deren Ehemann, deren Vater, weitere Kinder – Geschwister dieses Mädchens. Eine Familie, die in den Wirren des Umsiedlungschaos zerrissen worden war und die den Traum nicht aufgab, eines Tages wieder vollständig vereint zu sein.

Und dann, im nächsten Moment, sah Benteen grelles Gleißeln. Das Inferno des Endes. Phaserstrahlen, die binnen eines Sekundenbruchteils das Schiff und alles Leben an Bord zerschnitten, verdampften. Was die Explosion nicht erledigte, das tat das Vakuum, das die Insassen unerbittlich aufnahm, das letzte Bisschen Leben aus ihnen herauspresste.

Es waren Sternenflotten-Phaser, die dieses Werk anrichteten, abgefeuert von der *Lakota*. Abgefeuert auf Befehl der loyalen Captain Erika Benteen.

Langsam sank sie vor dem Mädchen in die Hocke, sah es einen Moment lang an, und ihre Lippen bebten. „Nein...“, sprach sie mit brechender Stimme. „Nein, leider weiß ich nicht, wo Deine Mutter ist.“

Die Kleine nickte, als hätte sie insgeheim mit dieser Antwort gerechnet. Als hätte sie gewusst, dass sie sich einer trügerischen Hoffnung hingab, die schon lange erloschen war. Dann schenkte sie Benteen ein dünnes Lächeln, ließ sie wissen, dass sie ihr nicht böse sei...und schlang die Arme um sie, schmiegte sich an. Sie tat es, ohne dass es einen erkennbaren Grund dafür gab, diese kleine, aufrichtige Seele, die sich trotz allem Schrecklichen, das geschehen war, ihre Herzengüte bewahrt hatte.

In Benteen brachen alle Dämme. Mächtige Gefühle wallten in ihr auf, als sie die Umarmung des Mädchens erwiderte. Eine nicht zu bändigende Scham und Schuld überkam sie. Sie begann zu schlottern, und ihrer Kehle entrang sich ein klagender Laut, ehe sie bitterlich zu weinen anfang. Da hockte sie, die große Kommandantin der Sternenflotte, die Frau mit dem Christopher Pike-Tapferkeitsorden und so vielen anderen Medaillen, auf einer vergessenen Welt, und ihre dicken Tränen fielen in den Staub. Es war der Staub zahlloser ruiniertes, zerstörter Leben.

„Warum weinst Du?“, fragte das Mädchen mitfühlend – eine Frage, auf die Benteen stumm blieb. Mit einem Finger wischte die Kleine ihr eine dicke Perle der Feuchtigkeit von der Wange.

„Ach, weißt Du, meine Kleine, es ist nur –...“

„Was geht hier vor sich?! Wer sind Sie?!“

Benteen zuckte zusammen, als sie die anklagend und alarmiert klingenden Worte hörte, die hinter den sie umgebenden Gestalten erschollen waren. Schritte kamen rasch näher, und dann wurde ein durchgeladenes Energiegewehr auf sie und Lavelle gerichtet.

Die Trägerin der Waffe war eine attraktive Menschenfrau. Sie trug eine nicht mehr ganz taufrische Lederjacke und hohe, abgewetzte Stiefel. In ihrer Begleitung befanden sich zwei Männer – ein Andorianer und ein Bolianer –, die ihrerseits mit Strahlenwaffen auf die Eindringlinge zielten.

Benteen betrachtete die Frau. Blondes, gelocktes Haar, blaue Augen, eine spitz zulaufende, wie aus Porzellan gehauene Nase. Eine technologische, sichelförmige Applikation zierte ihr Gesicht oberhalb des linken Auges, ebenso wie ihre linke Hand.

„Identifizieren Sie sich.“, forderte die Frau mit finstem Blick.

„Das ist sie, Erika.“, hauchte Lavelle, als hätte er einen längst verschollenen Schatz entdeckt. Oder einen Geist aus der Vergangenheit. „Das ist Seven of Nine.“





~ Fortsetzung folgt ~

Dramatis Personae



Meevia Garmon

Journalistin und ehemalige Entwicklungs- und Flüchtlingshelferin mit dem Herz am rechten Fleck



Captain Erika Benteen

Kommandantin der *U.S.S. Lakota*



Captain Samuel Lavelle

Kommandant der *U.S.S. Coleman*



Captain **George Sanders**

Kommandant der
U.S.S. Malinche



Olivia Quest

Präsidentin der
Vereinigten Föderation
der Planeten



Admiral **Donatra**

Einflussreiche Befehlshaberin in
der romulanischen Flotte



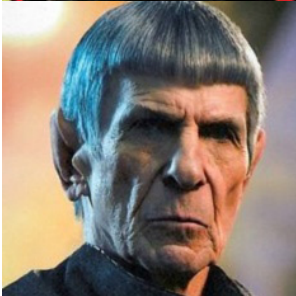
Admiral **Tomalak**

Oberbefehlshaber der
romulanischen Streitkräfte,
Berater des Prätors



Lieutenant **Icheb**

Wissenschaftsoffizier der
U.S.S. Coleman



Spock

Berühmter Botschafter der Föderation,
Anführer der
Vereiniger-Bewegung



Seven of Nine

Ehemaliges Crewmitglied der
U.S.S. Voyager



Alter Mann

Früher einmal ein Held,
nun hat er alles hinter sich
gelassen

Bemerkung zum Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek[™] und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.



STAR TREK

Defining Moment

#3

Am **5. April 2385** vollzieht sich im Herzen der Vereinigten Föderation der Planeten, auf dem Mars, eine Katastrophe von historischen Ausmaßen. Diese bringt eine jahrelange **Rettungsmission** der Sternenflotte zur Evakuierung von fast einer Milliarde Romulanern endgültig zu Fall. Ihr Leiter, **Admiral Jean-Luc Picard**, legt seinen Dienst nieder und zieht sich zurück.

Spätestens als die **Supernova** Romulus und umliegende Welten im Zentrum des Romulanischen Sternenimperiums in den Untergang reißt, beginnt für den Alpha- und Beta-Quadranten eine neue Zeitrechnung. Eine politische Ordnung, die Jahrhunderte Bestand hatte, fällt endgültig in sich zusammen, und mit ihr scheinen die alten Grundsätze und moralischen Prinzipien einer altehrwürdigen interstellaren Union ebenfalls hinweggeschwemmt zu werden. Schon bald zeigt sich das Ausmaß dieser Veränderungen in ganzer Tragweite.

Es ist das Jahr **2387**. Dies ist die Geschichte einer kleinen Schar von Menschen, die durch die Veränderungen im Wesen der Föderation unmittelbar berührt und von den Gezeiten des Schicksals zusammengewürfelt werden. Gemeinsam finden sie zu der Erkenntnis, dass die Ideale alter Tage nicht tot sind...und dass es einen Unterschied macht, wer man sein möchte.

